taz die tageszeitung

dienstag mit 16 seiten literataz 13. oktober 2020

Echt jetzt!

Authentizität und Identität in der Literatur sind das Thema der diesjährigen Frankfurter Buchmesse. Die Literataz über einen starken Bücherherbst
17

Gewappnet für den Coronaherbst: Eine Frau tanzt inmitten von Büchern
Foto: Sven Hagolani/getty images

VERBOTEN

Guten Tag, meine Damen und Herren!

Die Coronaleugner-Fraktion um den selbst ernannten „Querdenker" Michael Ballweg wird zum Monatsende bei der Verleihung des Negativpreises „Der goldene Aluhut" so richtig abräumen. Der Stuttgarter freut sich und will den Preis selbst entgegennehmen. *verboten* gönnt Ballweg noch viel mehr Preise und nominiert ihn für das Publikumsvoting für die Wahl zum

Vogel des Jahres.

Barbara Dribbusch über Coronaprävention und das Beherbergungsverbot

Das Virus wird zur Geduldsprobe

Ein bisschen unwürdig klingt ja schon, was man aus Arztpraxen hört: PatientInnen, die künstlich husten, wenn sie das Sprechzimmer betreten, um als Menschen mit angeblichen „Symptomen" den Coronatest von der Kasse bezahlt zu bekommen, den man braucht für den Urlaub. Hausärzte kommen sich vergackeiert vor.

Auch Hoteliers, die Buchungslisten durchgehen und versuchen, an der Postleitzahl zu erkennen, welche Gäste nicht anreisen dürfen und welche doch, zweifeln an Sinn und Verstand der neuen Coronaregeln. Jetzt, wo die Zahlen der Neuinfektionen hoch sind und sich die Intensivstationen wieder füllen mit Covid-19-Erkrankten, zeigt sich, dass immer auch die Glaubwürdigkeit der Maßnahmen gegen das Virus auf dem Spiel steht.

Wobei die Politik in einem Widerspruch steckt: Mit drastischen Anordnungen wie dem Beherbergungsverbot, Sperrstunden oder Feierverboten erntet sie genervtes Kopfschütteln. Aber gleichzeitig werden die Leute wacher, ziehen die Masken wieder auf, meiden Menschenansammlungen. Was ja das Richtige ist im Kampf gegen die Ausbreitung des Virus. Das Beherbergungsverbot mit seinen teilweise absurden Folgen kann dabei auch als eine Art Ersatzhandlung gelesen werden, es ist das kleinere Übel gegenüber dem, was wieder drohen könnte: der erneute komplette Lockdown, die Schließung von Schulen und Kitas, von Hotels und Gaststätten.

Einen zweiten monatelangen Lockdown will niemand, er wäre schlimm für Kinder, Eltern, Alte, Selbstständige, Kulturschaffende, Gastronomie. Stattdessen muss man sich in Deutschland vielleicht dafür entscheiden, etwas anderes zu akzeptieren: dass da etwas ist, das nur schwer zu kontrollieren ist, dass es Gewissheiten nicht gibt, die man gerne hätte. Als Anmerkung, ohne einen Vergleich ziehen zu wollen: Für Millionen von Menschen in Kriegsgebieten, Überschwemmungsregionen, in Dürregebieten gehört eine Ungewissheit, eine Bedrohung zum Überlebensgefühl.

Vielleicht muss man in Corona-Deutschland jetzt eine im Westen sonst eher unpopuläre Tugend entwickeln: Geduld. Die Belastungen sind wieder da, das muss man aushalten. Es ist Aufgabe der Politik, Präventionen und Ausgleichsmaßnahmen zu entwickeln. Kleine Schritte, Improvisation, auch Versuch und Irrtum – wie das Beherbergungsverbot – gehören zu Zeiten, in denen man eine Bedrohung nicht mal eben aus der Welt schaffen kann. Wie man an der zweiten Welle sieht, hat das Aus-der-Welt-Schaffen nicht geklappt. Aber das mit der Geduld, das müsste zu schaffen sein.
2, 3

Ausgabe Berlin
Nr. 12362
€ 2,80 Ausland
€ 2,20 Deutschland

4 190254 802201 20642

Die taz wird ermöglicht durch
20.627
GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren. Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13
Aboservice: 030 | 25 90 25 90
fax 030 | 25 90 26 80
abomail@taz.de
Anzeigen: 030 | 25 902 -130 / -325
anzeigen@taz.de
Kleinanzeigen: 030 | 25 90 22 22
kleinanz@taz.de
taz Shop: 030 | 25 90 21 38
Redaktion: 030 | 259 02-0
fax 030 | 251 51 30, briefe@taz.de
taz
Postfach 610229, 10923 Berlin
twitter.com/tazgezwitscher
facebook.com/taz.kommune
www.taz.de

„Toxische Subkultur"

Wie rassistisch ist die Polizei? NRW-Innenminister Herbert Reul (CDU) im Streitgespräch mit dem Kriminologen Thomas Feltes und dem Kriminalhauptkommissar Sebastian Fiedler
4–5

Harmlose Partykultur?

Private Feiern und Schulen sind laut aktuellen Zahlen nicht schuld am Anstieg der bundesweiten Covid-19-Infektionen. Problematischer sind hingegen beengte Wohnverhältnisse
3

#Beherbergungsverbot

von Sebastian Schwamm

2, 3

Warum so authentisch?

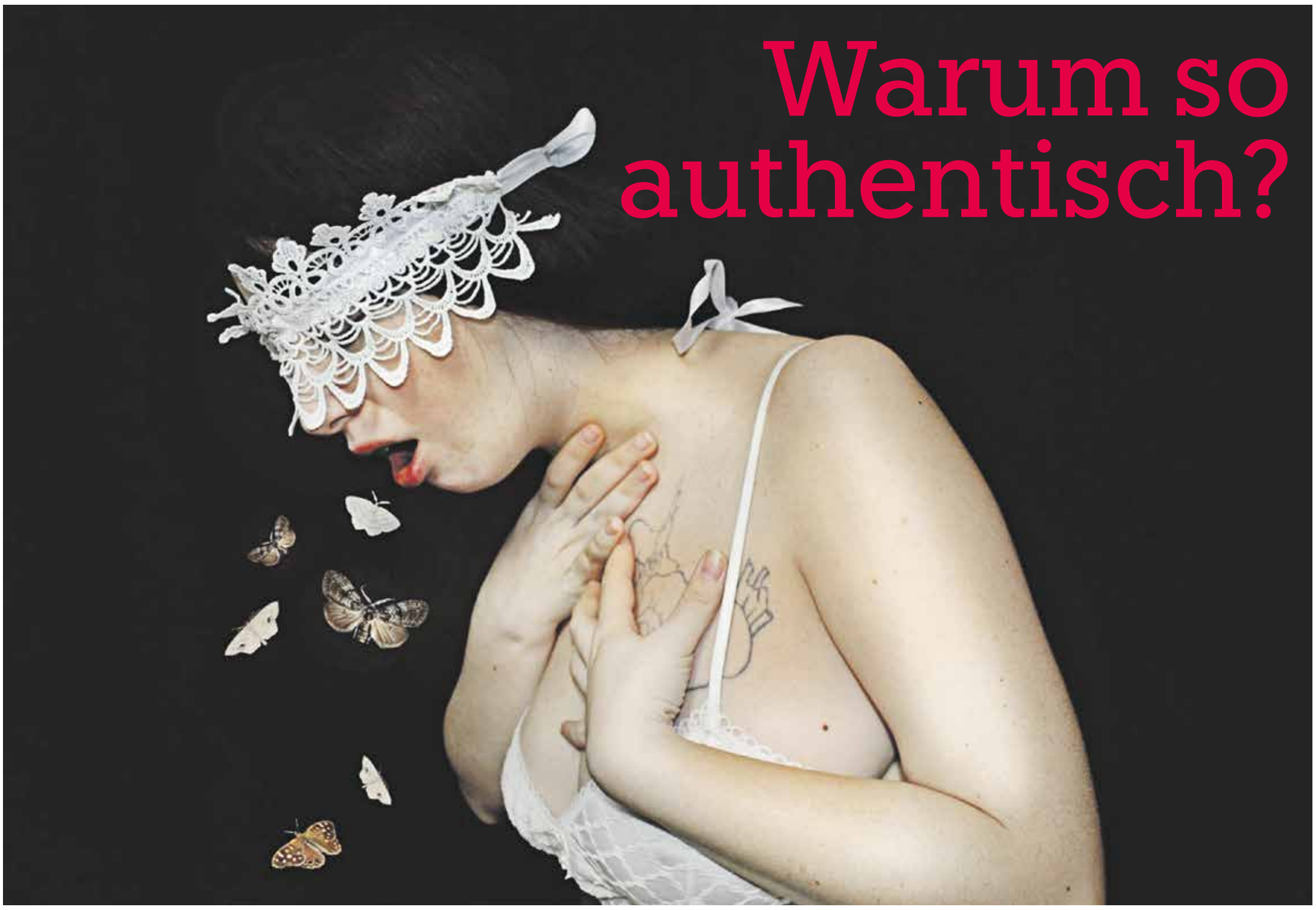


Foto: Benedetta Chiara Marcia Zedda/EyeEm/getty

Die Frankfurter Buchmesse, so wie man sie kennt, fällt aus – doch die Büchertische sind voll. Was sie über die partikularen Kämpfe unserer Zeit und Identitätsvorstellungen aussagen – dazu ein Essay auf **Seite 3**. Wie der Schriftsteller Roman Ehrlich Authentizitätsgebote missachtet und gerade so einen zeitgemäßen Roman über Erderwärmung und steigende Wasserspiegel schreiben kann – dazu eine Besprechung auf **Seite 5**. Und vieles mehr...

Über Bücher von

Ayad Akhtar, Leanne Shapton, Michael Wildenhain, Roman Ehrlich, Ella Carina Werner, Anna Prizkau, Gustave Flaubert, Ernst Herbeck, Jonas Eika, Lorenz Just, Philipp Winkler, Doris Dörrie, Andreas Audretsch, Claudia C. Gatzka, Anna Mayr, Josef H. Reichholf, Corine Pelluchon, Eva von Redecker, Matthias Quent, Amartya Sen, Josepha Mendels, Eva Kienholz, Arthur Koestler, Benjamin Moser, Susan Sontag, Johny Pitts, Avni Doshi

Anzeige

»Ich möchte einen eigenen Atem haben.«

Christoph Schlingensief

»Er riss den Boden auf, auf dem er stand. Er verbreitete Schrecken, aber keine Angst. Was immer er produzierte, er war nie fertig. Er war wie ein Feuer, das sich unterirdisch weiterfraß.«

Rüdiger Schaper, DIE ZEIT

Mit einem Nachwort von Diedrich Diederichsen

Herausgegeben von Aino Laberenz
Mitarbeit: Brigitte Landes
Gebunden. € (D) 23,–
Verfügbar auch als E-Book

Kiepenheuer & Witsch

editorial

Warum lesen?

Über diese literataz, Jürgen Habermas, die Buchmesse und die Aufforderung, authentisch zu sein

In den letzten Monaten wurde viel über die sogenannte Identitätspolitik diskutiert, vor allem in der taz. Um nicht in gegenseitigen Vorwürfen zu verharren oder gar in Posen zu erstarren, wollten wir uns in dieser literataz dem Thema von der Seite nähern. Wo sind die blinden Flecke, wo sind die sozialen Bewegungen schon weiter als die theoretische Diskussion, und sind gewisse Grenzziehungen nicht längst obsolet?

Das sind die Fragen, die implizit oder explizit in vielen Beiträgen dieser literataz mitschwingen.

Die Idee unterschiedlicher Identitäten ist immer auch mit Vorstellungen von Authentizität verknüpft. Liegt vielleicht hier der Schlüssel für den Erfolg der Identitätspolitiken? Die Aufforderung, authentisch zu sein, jedenfalls ist auf Dauerbeschallung gestellt. Aber ist dieses Ideal wirklich immer so selbst gewählt?

Das alles – und noch viel mehr – hätte man in einem normalen Jahr jetzt auf der Frankfurter Buchmesse besprechen können. Schließlich: „Wir sind von Haus aus eine geschwätzig plappernde Spezies – kommunikativ vergesellschaftete Subjekte, die ihr Leben nur in Netzwerken erhalten, die von Sprachgeräuschen vibrieren." Das schreibt Jürgen Habermas gerade in einem Suhrkamp-Sammelband zum Thema „Warum Lesen", und auf einer Buchmesse kann man *a sagen zum kommunikativen Vergesellschaften oder könnte es – normalerweise. Aber dies ist kein normales Jahr, und es ist auch keine normale Buchmesse. Man wird sich höchstens digital begegnen. So ist es nun mal.*

„Warum also lesen?" fragt Jürgen Habermas weiter und antwortet: „Um wenigstens manchmal einige Zipfel jener vorsprachlich präsenten Erfahrungen, aus denen wir intuitiv leben und mit denen wir dahinleben, als solche zu ergreifen und uns anschaulich vor Augen zu führen. Ob sie nun schön sind oder schrecklich."

Die Erfahrung, auf seine Herkunft festgelegt zu werden, kommt in dieser literataz *(etwa bei Avid Akhar, S. 2, und Anna Prizkau, S. 6)* genauso vor wie die Erfahrung, sich ständig fragen zu müssen, was man eigentlich sucht *(wie bei Roman Ehrlich, S. 5)*. Susan Sontag, über die es eine neue Biografie und neu übersetzte Erzählungen gibt, hat das sowieso immer schon differenziert gesehen *(S. 14)*. Und Johny Pitts hat sich gleich auf die Suche nach einer afropäischen Kultur begeben *(S. 15)*.

Besonders empfehlen möchten wir auch das Porträt des Ökonomen und diesjährigen Friedenspreisträgers Amartya Sen *(S. 11)*, der sich auch nicht auf eine Identität festlegen lässt.

Tania Martini, Dirk Knipphals

Impressum
Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini
Layout: Jörg Kohn
Foto-Red.: Miriam Klingl
Anzeigen: Tina Neuenhofen, Jan Kniggendorf
taz.die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V.i.S.d.P.: Ulrike Winkelmann

Vom Muslimhass nach 9/11 bis zu Donald Trump reicht der Erzählbogen
Foto: Alex Majoli/Magnum Photos/ Agentur Focus

Vordringen ins Herz der USA

„Homeland Elegien" von Ayad Akhtar, eine Art Gesellschaftsroman, bietet virtuose, gallenbittere Amerikakritik aus der Perspektive des Sohns pakistanischer Einwanderer, der jedoch nicht den geringsten Zweifel daran lässt, dass er selbst ein Einheimischer ist

Von **Eva Behrendt**

Klassisches Geschichtenerzählen" – damit erklärt der Autor und Ich-Erzähler Ayad Akhtar einmal beim Abendessen seinem Vater Sikander den Erfolg von Donald Trump: „Je länger der Mittelteil ist, desto besser ist die Geschichte. […] Das Publikum mit einem Konflikt so lange wie möglich bei der Stange zu halten, ohne diesen Konflikt tatsächlich aufzulösen – das ist wahre Meisterschaft." An dieser Stelle sind die „Homeland Elegien" schon über 400 Seiten vorangeschritten, der Mittelteil neigt sich dem Ende zu. Auch Ayad Akhtar ist ein Meister der Konfliktausdehnung, und der Streit zwischen Vater und Sohn über Donald Trump gehört unbedingt dazu.

„Homeland Elegien" beginnt beinahe komödiantisch damit, wie Vater Akhtar, ein renommierter Kardiologe, den derzeitigen Präsidenten der USA kennenlernte, „als beide Mitte vierzig waren […] und nach einem finanziellen Ruin wieder auf die Beine kamen". Trump, der nach einem seiner Bankrottgänge eine Herzrhythmusstörung entwickelt hatte, wurde damals an den Spezialisten Akhtar überwiesen. Nachdem er den Arzt einmal versetzt hat, gewinnt er ihn in einem Telefonat für sich, indem er respektvoll nach der Aussprache seines pakistanischen Namens fragt und sich – *it must be fiction!* – für den geplatzten Termin entschuldigt. Doch es ist mehr als dieses nächtliche Gespräch, das Vater Akhtar und Trump verbindet – und den Arzt auch Jahre später zum Entsetzen des Sohns dem republikanischen Outsiderkandidaten seine Stimme geben lässt.

Mit seinem zweiten Roman, „Homeland Elegien", erzählt Ayad Akhtar die US-amerikanische Geschichte der letzten Jahrzehnte noch einmal neu als seine eigene. Es ist eine virtuose, gallenbittere Amerikakritik aus der Perspektive des Sohns pakistanischer Einwanderer, der jedoch nicht den geringsten Zweifel daran lässt, dass er selbst ein Einheimischer ist. Er will vordringen zu jenem Kern der USA, den er seine ehemalige Collegedozentin Mary Moroni in einer „Ouvertüre" verraten lässt: Amerika habe als Kolonialmacht begonnen und sei es bis heute geblieben, definiert durch Plünderung, „ein Ort, wo Bereicherung vorrangig und die bürgerliche Ordnung nur ein Nebengedanke sei". Obwohl Akhtar vor allem der „Wunsch, sich zu erinnern", treibt, sei sein Roman aber noch lange nicht autobiografisch: „Ich gehöre zu den Schriftstellern, die Tatsachen verdrehen müssen, um sie desto deutlicher sehen zu können."

Ayad Akhtar, geboren 1970 in New York, wuchs in Wisconsin auf. Während der Vater, ein begeisterter Neuamerikaner, in den Reagan-Jahren sein erstes Vermögen scheffelte und wieder verlor, lebte seine Mutter mit halbem Herzen weiter in der alten Heimat – auch weil sie wohl lieber den religiösen Latif geheiratet hätte, der dort als Arzt die Mudschaheddin im Afghanistankrieg unterstützte. Die widersprüchlichen Haltungen der Eltern prägen auch den Sohn, spiegeln sich noch in der Romanform wider: Erzählerisch sind die „Homeland Elegien" ein irritierend unterhaltsamer Hybrid aus Essay, Fiction und Memoir, von dem aus Akhtar immer wieder abschweift, sei es zu Blasphemie im Islam, Theorien der Deregulierung oder dem Zustand amerikanischer Universitäten.

Ayad Akhtar: „Homeland Elegien". Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren. Claassen, Berlin 2020, 462 Seiten, 24 Euro

Ein White Supremacist bedroht ihn nach 9/11 so heftig, dass der Erzähler sich buchstäblich in die Hosen macht

Der Materialismus des Vaters und die spirituelle Verwurzelung der Mutter in der muslimisch-indischen Kultur wiederholen sich in Akthars Leben – und in seiner Kunst, von der er allerdings erst nach einer langen Durststrecke während der Nullerjahre leben kann. Sein Broadway-Erfolgsstück, „Disgraced" (die Übersetzung „Geächtet" lief auch auf vielen deutschsprachigen Bühnen), spielt im liberalen New Yorker Bürgertum, wo sich gut verdienende Menschen unterschiedlicher Hautfarbe und Religion auf den ersten Blick bestens verstehen. Doch die Fassade bröckelt, bis der Protagonist, der topintegrierte Anwalt Amir, irgendwann zugibt, am 11. September sogar Stolz auf die Angreifer empfunden zu haben. Im Roman führt Ayad Akhtar diese Reaktion auf seine Mutter zurück: eine Gelegenheit, weit in die (post-)koloniale Geschichte Pakistans auszuholen.

Gleichzeitig grenzt er sich deutlich von der traditionellen muslimischen Kulturkritik an den USA ab. Die offenen Diskriminierungen, denen er aufgrund von Namen und Hautfarbe nach 9/11 ausgesetzt ist, wiegen jedoch schwer: Direkt nach den Anschlägen bedroht ihn ein White Supremacist in der Schlange zum Blutspenden so heftig, dass der Erzähler sich buchstäblich in die Hosen macht; 2010 überweist ihn ein rassistischer Polizist an seinen Cousin, einen betrügerischen Kfz-Mechaniker, der Akhtar Tausende von Dollar aus den leeren Taschen zieht.

Drei Jahre später sind Akthars Taschen voll. Zum einen, weil er nach der Auszeichnung mit dem Pulitzer Preis für „Disgraced" gut im Geschäft ist. Zum anderen, weil er kurz zuvor die Bekanntschaft des muslimischen Hedgefondsmanager Riaz gemacht hat – und mit seiner eigenen Gier. Riaz zieht ihn von der Seite der Schuldknechte auf die der Schuldenhändler: Ein entscheidender Anlagetipp für das Geld, das ihm seine gerade gestorbene Mutter vererbt hat, füllt schon bald Akhtars Kasse.

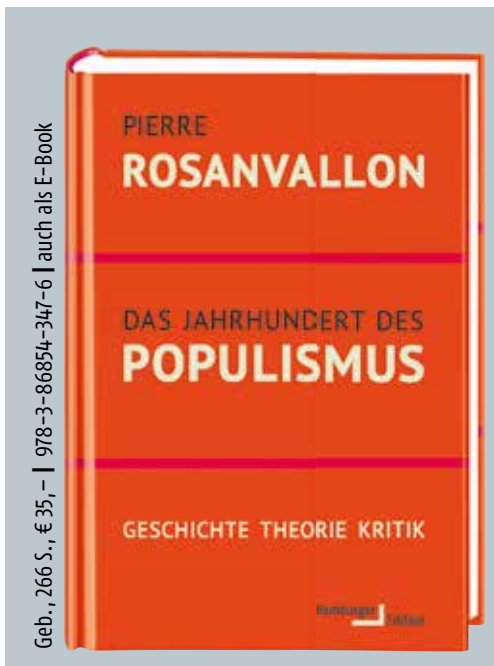
Aber vielleicht ist Riaz, der am liebsten 15.000-Dollar-Whiskeys trinkt, auch nur ein fiktiver Anlass für Kapitalismuskritik im Geist David Graebers: „Was jetzt wuchs, waren nicht Gemeinden oder Wirtschaften, sondern das Kapital selbst […]. Schulden definierten gesellschaftliche Realitäten, sie beeinflussten oder erzwangen Entscheidungen, die das Leben der meisten Zeitgenossen betrafen: den Wohnraum, die Gesundheit, die Ausbildung und die Zukunftsaussichten der Kinder und seit Neuestem auch […] den Zugang zu den Apparaten, die den Löwenanteil unserer Wahrnehmung ermöglichten."

Auch der schwarze Hollywoodagent Mike, mit dem Akhtar sich nach dem Broadway-Erfolg zum Essen verabredet, gehört einer Minderheit an, deren Aufstieg im US-Kapitalismus nicht wirklich vorgesehen ist: Die Konzernautokratie, zu der sich (nicht nur) die USA entwickelt hat, ist weiß. Mittlerweile, meint Mike, beute sie aber Schwarze und Weiße gleichermaßen aus, daran habe auch Obama, den er nicht gewählt hat, nichts geändert. Zyniker wie Riaz und Mike akzeptieren deshalb das System als unzerstörbar, sind seine radikalen Apologeten geworden.

Das großartige, überaus finstere Kapitel „Pottersville", in dem Akhtar die Geschichte von Mikes Vater, der die Deregulierungspolitik Robert Borks umsetzte, elegant mit nächtlichen Beobachtungen zu Frank Capras Kultweihnachtsfilm „Ist das Leben nicht schön?" (1946) verbindet, endet desillusioniert an einem grauen New Yorker Morgen: „Ich würde neue Worte, eine neue Sprache finden müssen, kältere Klänge und Bedeutungen."

Ob Ayad Akhtar wirklich, wie er hier behauptet, aufgehört hat, auf sein hoffnungsvolles Herz zu hören? Oder ist das nur wieder eine der Verdrehungen, die die Wahrheit umso schärfer zeigen sollen? Seine mitreißend zwischen allen Seiten der *divided nation* hin und her wechselnde Gesellschaftsanalyse endet jedenfalls auf einem Podium seiner alten Universität mit einem Gespräch über Politik und Kunst – und einem trotzigen Bekenntnis zur Heimat Amerika.

Anzeige



Geb., 266 S., € 35,– | 978-3-86854-347-6 | auch als E-Book

»Der Populismus revolutioniert die Politik des 21. Jahrhunderts. Doch das wahre Ausmaß der von ihm bewirkten Umwälzungen haben wir noch nicht erfasst.«

Der renommierte Demokratietheoretiker legt einen Entwurf für eine noch fehlende kohärente Theorie des Populismus vor.

hamburger-edition.de

Hamburger Edition
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Ich ist eine andere

Identitätspolitik, also Politik für die Rechte von Minderheiten, findet nicht mehr nur in linken Kreisen statt. Was man als Fortschritt lesen könnte – gäbe es da nicht den Link zu einem großen Gegenwartsparadigma: authentisch zu sein. Eine Problematisierung

Alles nicht so klar, aber schön. Aus dem Buch „Sophistication Simplification. A collection of Instagram pictures“ Foto: Gueorgui Pinkhassov/Magnum Photos/Agentur Focus

Von **Tania Martini**

Beachtlich ist die Anzahl der Titel über (Anti-) Rassismus, LGBTI-Themen, Feminismus und Identitätspolitik, die die deutschen Verlage in diesem Herbst präsentieren. Musste man Bücher zu diesem Themenkomplex früher in linken Buchläden suchen, füllen sie heute große Sonderflächen in den Filialen großer Buchhandelsketten.

Nicht nur dort sind diese Themen angekommen. Sogar Modeblogs präsentieren Bücher über Identitätspolitik neben Kaufempfehlungen für die neuesten Chunky Boots und neben Interior-Tipps für die neue Eigentumswohnung.

Über die verstörenden Individualitätsbehauptungen und Subversionsgefühle in diesen Blogs à la „Meine Tochter trägt Blau statt Rosa“, die ebenso aus der Zeit Ludwig Erhards stammen könnten, kann man bestenfalls hinwegsehen wie auch über die Fragen, wann das richtige Alter fürs Heiraten erreicht ist, wie man einen bunten Schal richtig stylt oder welche Kleidung die PR-Assistentin letzte Woche trug.

Ebenso sollte man die sich unendlich wiederholenden Artikel mit Titeln wie „Der Tag, an dem ich verloren ging und mich selbst wiederfand“ – „Wer bin ich?“, – „Die Herausforderung, die Identität als Mutter zu bewahren“ und „Du kannst nur sein, wer du bist“ oder „Wir wollen nur sein, wer wir sind“ ignorieren. Oder vielleicht doch nicht? Denn wirklich interessant ist hier doch die Frage: Warum findet Identitätspolitik, die die Linke schon seit Längerem spaltet, in dieser spießigen, affirmativen Welt überhaupt eine so große Resonanz? Oder anders gefragt: Was macht die Identitätspolitik für die weiße, (links-)liberale Mittelschicht so interessant?

„Verkürzte Emanzipationsideale“ würde wahrscheinlich die Philosophin und Feministin Nancy Fraser antworten und Linksintellektuelle wie Slavoj Žižek ihr zur Seite springen mit Aussagen wie: Der neoliberale Mainstream und die Kämpfe für Minderheitenrechte teilten dieselben kulturellen Werte – individueller Aufstieg statt sozialer Gleichheit, Selbstoptimierung statt Solidarität, Empowerment statt Antikapitalismus – linke Identitätspolitik sei ein großes Repräsentationstheater in unheiliger Allianz, in dem die Linke die Klassenpolitik aufgegeben habe.

Die Idee, dass man die identitätspolitischen Anliegen prinzipiell fein säuberlich von den klassenpolitischen oder sozialen trennen könne, ist nicht überzeugend, haben sich doch historisch viele Impulse aus den sozialen Bewegungen zunächst als partikulare Interessen dargestellt und waren letztlich Teil eines allgemeineren Anliegens für soziale Gerechtigkeit.

Was aber die partikularen Kämpfe unserer Zeit so problematisch macht, sind die immer schrilleren Grenzziehungen zwischen kulturellen Differenzen und vermeintlich klar voneinander getrennten Identitäten. Diese Einhegungen führen zu abstrusen Vorstellungen von Identitäten und davon, was sie im Kern ausmacht. Und je genauer die Vorstellungen, desto vehementer werden sie verteidigt, abgegrenzt und überhöht und die entsprechend kategorisierten Menschen schlussendlich mit einer Aufforderung belegt, die dem großen Paradigma unserer Gegenwart entspricht: Sei authentisch!

Spiel mit den Masken

Das Authentizitätsparadigma ist für Menschen, die in der Postmoderne geschult sind, einigermaßen unterkomplex. Schließlich fand man den Gedanken, dass Identitäten nur konstruiert sind, um uns an das zu fesseln, was wir sein sollen, aber vielleicht gar nicht sein wollen, ziemlich gut. Die Freiheit, die in der Dekonstruktion aufschien, war das Gegenteil von Safe Spaces, man begehrte nicht Verbote und forcierte schon gar keine Geständniskultur, sondern suchte lieber das Spiel mit den Masken, wie es bei Michel Foucault hieß, der das wunderbar lapidar auf den Punkt brachte: „Man frage mich nicht, wer ich bin, und man sage mir nicht, ich solle der gleiche bleiben: Das ist eine Moral des Personenstands; sie beherrscht unsere Papiere.“

Gegenwärtig ist das anders. Identität, Seele, Authentizität – diesen Begriffen wohnt heute ein Individualit,ätsversprechen inne, das allerorten als begehrenswert dargestellt wird. Alles Künstliche, Unechte, Fragmentierte, Vieldeutige, Widersprüchliche, Abstrakte und jedes Geheimnis ist verdächtig.

Die Kabarettistin Lisa Eckhart drückte das in einem Interview sehr klug so aus: „Dass wir in einer Zeit leben, wo ‚künstlich‘, ‚manieriert‘ und ‚gewollt‘ keine Komplimente sind, erachte ich als sehr seltsam.“ Und wie seltsam, dass sowohl die kommentierenden Männer als auch die Feministinnen Eckhart nicht einfach als Rassistin beschimpften, sondern sich von ihrer Künstlichkeit angewidert zeigten.

Wo ständig Wahrhaftigkeit eingefordert wird, verlernt man schnell, zwischen Autor und Erzähler oder zwischen Mensch und Rolle zu unterscheiden, und sind Gefühle wichtiger als Argumente.

Man denke nur an den Erfolg des Memoir-Genres in der Literatur, das einen Kritiker der Zeitung *Die Welt* zu der verstörenden Aussage anregte: „Kann es sein, dass mir das Fiktionale plötzlich wie eine Lüge vorkommt, also etwas moralisch Verwerfliches.“

Verlust von Erfahrbarkeit

Woher das alles? Für den Literaturwissenschaftler Erik Schilling, der kürzlich ein Buch mit dem Titel „Authentizität“ (C.H. Beck, 2020) vorgelegt hat, ist Authentizität als „zentrale Sehnsucht“ der Gegenwart eine „Reaktion auf zunehmende gesellschaftliche Komplexität“. Analytischer der Poptheoretiker Diedrich Diederichsen. Er deutet den „dauerbrennenden Authentizitätsdiskurs“ völlig richtig im Zusammenhang mit einem gefühlten „Verlust von Erfahrbarkeit“. In der kapitalismuskritischen Variante wird dieser Verlust in der Warenform verortet, Stichwort Entfremdungs- und Verdinglichungstheorien. In der rechten Variante ist die Moderne-skeptische Kulturkritik ein Vorläufer.

Klar ist, die Sehnsucht nach Authentizität ist eine Sehnsucht nach Eindeutigkeit. Und selbst dort, wo man sich progressiv geriert, kommt man ständig mit einem moralischen Imperativ um die Ecke. In diesen Modeblogs etwa, wo der Mode als Behauptung des Neuen gefolgt, aber mit Bedacht Mittelmaß gehalten wird, um möglichst vielen einen Identifikationsraum zu geben und Politik in Lifestyle übersetzt wird, liegen die ideologischen Anrufungen wie in einem offenen Buch vor einem. – „Du kannst nur sein, wer du bist.“

Jenseits der Unterdrückung

„Emanzipationsbewegungen müssen das politisieren, was als soziale Eigenschaft gegen sie gerichtet wird“, schreibt der liberale Rechtswissenschaftler Christoph Möllers in seinem gerade erschienenen Buch „Freiheitsgrade“ (Suhrkamp, 2020) und führt unfreiwillig den blinden Fleck der Identitätspolitik unterm Authentizitätsparadigma vor, der in der fehlenden Kritik des Identitätszwangs besteht und darin, in den Kategorisierungen zu verharren.

Oder wie formulierte das ein Aktivist der Black-Lives-Matter-Bewegung in Anlehnug an die Schriftstellerin Toni Cade Bambara vergangenen Sommer: „Wir brauchen Kategorien, die den Kampf der schwarzen Feministinnen jenseits der Unterdrückung verstehen, die das System ihnen auferlegt. Wir alle wissen, dass Identitätspolitik, dieses Gespräch über „weiße Privilegien“ ... die Grenzen, die wir zu überwinden versuchen, verstärkt. Wenn sie jemals einen Nutzen oder ein Ziel hatte, hat der Aufstand *[BLM, T.M.]* sie an diesem Punkt abgelöst.

Man wird sehen. In Deutschland kommt sie wohl gerade erst im (links-)liberalen Mainstream an. Andererseits ist das ja bei Weitem nicht das Schlimmste.

Anzeige

«Es fühlt sich so an,
als hätte mein ganzes Leben mich darauf vorbereitet,
dieses Buch zu schreiben.»
SUSAN ARNDT

«Ein tolles Buch, inhaltlich fundiert,
sprachlich trotzdem angenehm zu
lesen und gut aufgebaut.»
Linda Peikert, Missy Magazin

Susan Arndt legt mit ihrem umfassenden Buch die Grundlage für eine kritische Debatte über Sexismus.

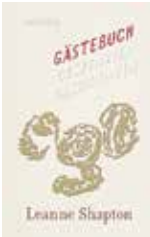
416 Seiten | Gebunden | € 26,–[D] | ISBN 978-3-406-75797-6

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

BUCH MESSE daheim

Das Unheimliche zwischen den Zeilen

Die kanadische Autorin Leanne Shapton erzählt von ungebetenem Besuch, spielt dabei mit der Fiktionalität des Horrorgenres und schreibt so in ihrem „Gästebuch“ moderne poetische Geistergeschichten



Leanne Shapton: „Gästebuch“. Aus dem Englischen von Sophie Zeitz. Suhrkamp, Berlin 2020, 320 Seiten, 24 Euro

Von **Frank Schäfer**

Billy Byron ist ein überaus talentierter Tennisspieler. Er scheint die Flugbahn des Balls voraussagen zu können. Von Kindheit an hat er einen imaginären Freund, Walter, der ihm sagt, wo die Bälle hinfliegen. Byron ist bald sehr erfolgreich, aber ein Sieg bringt ihn oft an die Grenze seiner körperlichen und seelischen Belastbarkeit, erst dann nämlich tritt Walter in Erscheinung. Er quält ihn. Nach diversen Zusammenbrüchen und Verletzungen während des Spiels wird Byron zum eigenen Schutz vom Tennisverband gesperrt. Weil Walter ihn jetzt im Stich lässt und gar nicht mehr erscheint, erleidet Byron zunächst einen Nervenzusammenbruch und verschwindet schließlich ebenfalls spurlos.

Das „Gästebuch“ der kanadischen Autorin Leanne Shapton sammelt, in der offenen Form, die man mit einer solchen sich vermeintlich zufällig füllenden Kladde verbindet, Geschichten von ungebetenen Gästen – von Geistern, Phantomen, Schimären und anderen Erscheinungen. Und sie lässt stets offen, ob es sich hier um bloße Einbildungen handelt oder um reale Erscheinungen oder ob das nach guter alter romantischer Lesart gar keinen Unterschied macht.

Schon im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, dem ersten Höhepunkt des Schauergenres, haben die Autoren einigen literarischen Aufwand betrieben, um den angeblichen Realitätsgehalt ihrer Story zu beglaubigen. Ein Spiel mit der Fiktionalität ist der Gattung eingeschrieben, das Shapton noch weiter führt, indem sie Fotos, Illustrationen und Zeichnungen in den Mittelpunkt rückt, also Faktizität verbürgendes Bildmaterial. Der eher lapidare, auf atmosphärische, affektsteigernde Ausschmückungen gänzlich verzichtende Begleittext soll oft nur den nötigen erzählerischen Zusammenhalt stiften.

Den Kasus Billy Byron etwa baut sie auf wie eine Fotorecherche. Diverse Bilder zeigen seine Familie, seinen Trainer, seine Abstürze. Zeichnungen aus Byrons Kinder- und Teenagerzeit dokumentieren Walters Existenz. Leanne Shapton betreibt einigen artistischen Aufwand, diesen Fall glaubhaft zu rekonstruierten. Man darf nur nicht mogeln und ins Netz schauen, es gibt keinen Byron, der 1978 das Viertelfinale in Wimbledon erreicht hat.

Shaptons Sprache bleibt auch dann noch sachlich wie ein Gerichtsprotokoll, wenn sie sich nur auf Worte stützen kann. In einer Intellektuellenrunde erzählt eine Regisseurin von einem Handy-Video. Sie hat es aufgenommen in der Wohnung eines befreundeten Paares, wo sie deren zwei Hunde beaufsichtigen soll. Sie filmt die Hunde, und dahinter huscht eine dunkle Gestalt den Gang entlang. Sie ruft sofort die Polizei, aber es ist niemand da außer ihr und den Hunden.

> Grundgesetz des Horrors: Das Unheimliche, das sich die Fantasie selbst auspinseln darf, macht immer noch den größten Effekt

„Die Regisseurin nahm ihr Smartphone aus der Handtasche, auf dem sie eine Kopie des Videos hatte. Sie hielt dem Produzenten, einer der Schauspielerinnen und mir das Display hin. Es war genauso, wie sie gesagt hatte. Ich zuckte zusammen, als ich die Gestalt sah. Die andere Tischseite lachte. Dann drehte die Regisseurin das Telefon um, und die andere Schauspielerin riss die Augen auf und stöhnte. Schließlich zeigte die Regisseurin das Video auch der Drehbuchautorin und der Journalistin. Die Drehbuchautorin schlug sich die Hand vor den Mund.“

Wichtig ist hier nicht nur, was sie beschreibt, sondern vor allem das, was sie weglässt. Shapton inszeniert allerlei Lücken in ihren Geschichten, so schafft sie Imaginationsraum für den Leser. Dem ersten Grundgesetz des Horrors folgend, wonach das Unheimliche, das sich die Fantasie selbst auspinseln darf, immer noch den größten Effekt macht.

In dem Kapitel „Ein Spukhaus“ zählt sie nur noch das narrative Spielmaterial auf. Erklärende Kommentare zu Bildtafeln, die selbst allerdings verlorengegangen zu sein scheinen, sollen genügen, um die Imaginationsmaschine in Gang zu setzen. „X. Die Wand des Flurs, wo die Stimmen gehört wurden… XV. Der runde Tisch im Salon, wo das Buch auftauchte … XVIII. Oberes Südostzimmer, in dem die Vorhänge zugezogen wurden“ usw.

Hier kann man im Selbstversuch verfolgen, wie zwischen den Zeilen eine unheimliche Aura aufsteigt. Aber die Story rundet sich nicht, weil die Leerstellen zu groß sind, das Enigmatische ein Übergewicht bekommt. Auch das scheint Absicht zu sein. Shapton schreibt sich kalkuliert an die Grenzen eines solchen elliptischen Erzählens heran. Bisweilen auch darüber hinaus. Ihre ungemein suggestive, formal ebenso vielgestaltige wie avancierte Meditation über das Genre Spukgeschichte ist zugleich eine über ihre Erzählweisen und narrativen Strategien. Leanne Shapton bietet Horror für Eggheads.

Wo ist Walter, der imaginäre Freund, der die Flugbahn des Balls voraussagen kann? Foto: Juergen Hasenkopf/imago

Zurück auf Start

Vom wirklichen Leben: Michael Wildenhain hat mit „Die Erfindung der Null“ einen Roman über die Mathematik und das Scheitern geschrieben

Von **Uwe Rada**

Man kann dieses Buch spannend finden, ohne Mathematiker zu sein. Die Null, die in Michael Wildenhains gleichnamigem Roman erfunden wird, ist auch eine Stunde null, ein Neuanfang, fast schon eine Neugeburt, denn sie führt durch die Gorges du Verdon, eine Schlucht, an deren Ende das Meer und das Licht warten.

So jedenfalls stellt es sich Susanne Melforsch vor. Mit berechnender Genauigkeit inszeniert die 47-Jährige eine Begegnung mit dem um einige Jahre älteren Mathematiker Martin Gödeler, in den sie bereits als Abiturientin verliebt gewesen war. Nach einer gescheiterten Ehe sucht sie ihren Neuanfang ausgerechnet bei dem, der sie damals nach einer ersten Affäre nicht mehr beachtet hat. „Ich bin“, denkt sie einmal, „ein Insekt, das an zierlichen Fäden taumelt oder tanzt. Und meinen Herren und Meister bekomme ich nie zu Gesicht.“

Auch Gödeler ist gescheitert. Einst gefeiert als Jungstar der Mathematik, vegetiert er nun im Stuttgarter Bohnenviertel vor sich hin und hält sich mit Nachhilfeunterricht für Abiturienten über Wasser. Über zwei Jahrzehnte sind seit der Affäre mit Susanne Melforsch vergangen. Auch Gödeler hat eine gescheiterte Ehe hinter sich, seine Frau hat ihn verlassen, als er nach einer Eskapade mit „Lu“, einer ungewöhnlichen Mathematikerin, wieder zu ihr zurückkehren wollte. Selbst seine Tochter hat sich von ihm losgesagt. Als Susanne Melforsch Gödelers Wohnung sieht, wähnt sie sich in einem Gewölbe, „dessen Ornamente: Tropfstein, Stalaktiten, Stalagmiten, ausgebildet in Jahren, ungut riechen“.

Das ist der tragende Hauptstrang der Handlung, in der es freilich unzählige Nebenstränge gibt. Ständig werden in diesem Roman falsche Spuren gelegt, denn es geht um nichts weniger als eine Ermittlung gegen Martin Gödeler wegen Mordes an Susanne Melforsch, auch wenn es keine Leiche gibt. Einziges Indiz sind ihre Sachen, die in einem Hotel im französischen Département Alpes-de-Haute-Provence aufgefunden werden, in dem sie mit Gödeler ein paar Tage verbracht hatte. Nachdem Gödeler abgereist war und der Hotelbesitzer die Sachen gefunden hatte, schaltete er die Polizei ein.

Selten hat der 1958 in Berlin geborene Michael Wildenhain seine Leser in ein derartiges Verwirrspiel hineingezogen. „Gehorcht das Leben eines Menschen den Gesetzen eines mathematischen Beweises?“, heißt es im Klappentext. Aber was hat bei einer solchen Gleichung die Null zu bedeuten? Ist sie etwa das Symbol für einen Loser? Schreibt Wildenhain das Porträt eines Gescheiterten, der es, wie Susanne Melforsch, am Ende noch einmal wissen will?

> Michael Wildenhain stellt die Frage nach einem erfüllten Leben diesmal mit Akribie

Dem ermittelnden Staatsanwalt geht es in diesem kriminalistischen Verwirrspiel wie Susanne Melforsch. Er taumelt und tanzt an den Ermittlungsfäden und versucht, sie gleichzeitig in der Hand zu behalten. Das Material, das er gesammelt hat und am Ende nach seinem überraschenden Verschwinden hinterlässt, besteht hauptsächlich aus den Vernehmungsprotokollen mit Gödeler, die er so ordnet, dass sie zu einer Geschichte werden, deren einzelne Teile sich erst nach und nach zu einer schlüssigen Handlung zusammenpuzzeln.

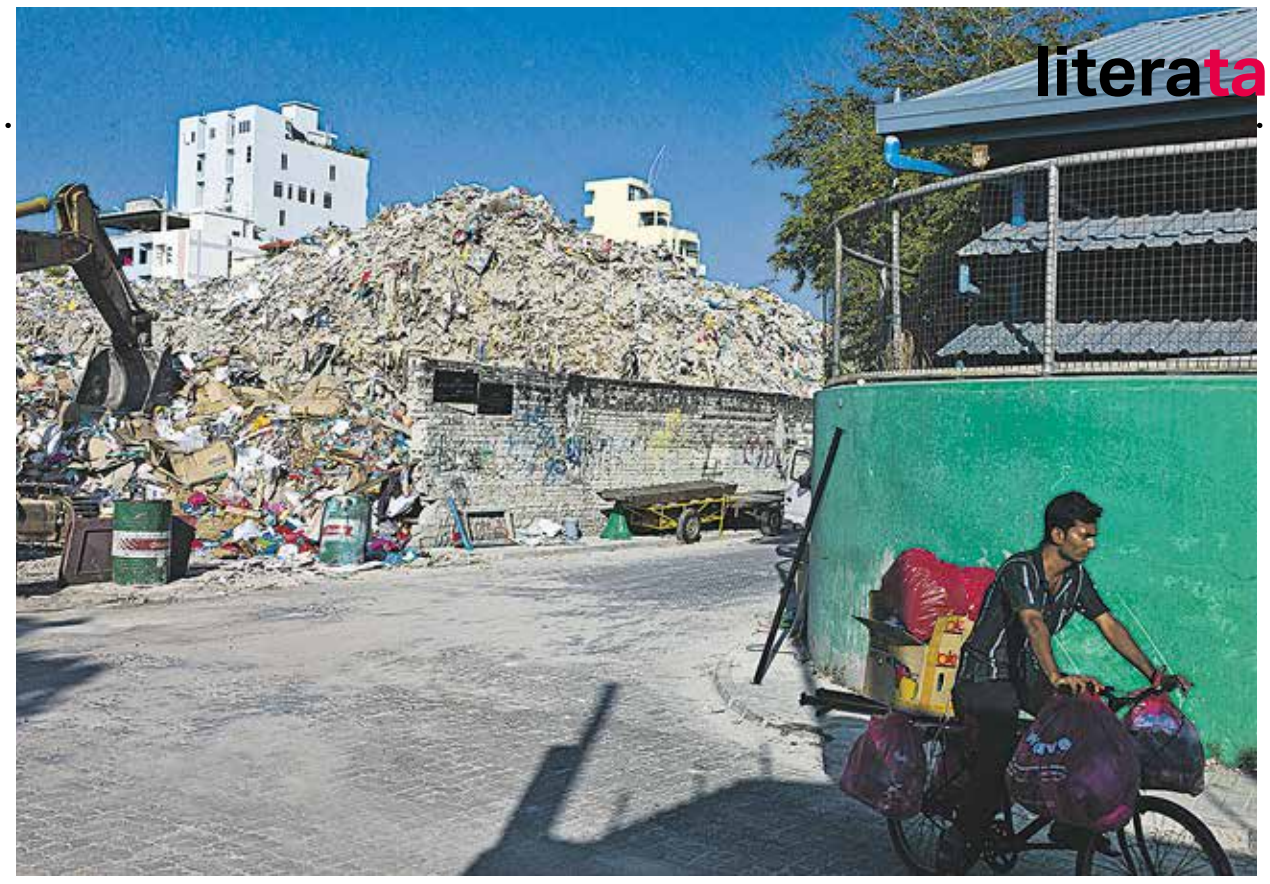
Zu diesem Puzzle gehört auch Lu, die punkige, linksradikale Mathematikerin, wegen der Gödeler seine Familie verlassen hat. Doch Lu hat nicht nur Martin und die Mathematik im Kopf. Als sie und ihre Genossen daran scheitern, die Siegessäule in Berlin zu sprengen, verhilft er ihr zur Flucht nach Frankreich. Auch sie muss, im Untergrund, ein neues Leben beginnen. Doch Lus Funktion im Roman ist keine politische, sondern eine mathematische: Sie ist der Schlusspunkt einer Gleichung, in die, wie sich herausstellt, auch der Staatsanwalt verwickelt ist.

Mit „Die Erfindung der Null“ treibt Wildenhain, dessen Roman „Die kalte Haut der Stadt“ eine literarische Hommage an die Westberliner Besetzerbewegung war, seine Metamorphose vom vordergründig politischen Schriftsteller zu einem Autor voran, der die Frage nach einem „erfüllten Leben“ diesmal mit mathematischer Akribie stellt. Denn die „Stunde Null“ bedeutet nicht nur einen Neuanfang für die, die es wie Gödeler aus der Umlaufbahn geworfen hat, sie steht auch für den Beginn menschlichen Lebens, für Zeugung und Geburt. Susanne Melforsch möchte von Gödeler zum Beweis des Neuanfangs ein Kind. Gödeler aber erinnert sich, wie er nach der Affäre mit Lu nicht nur seine Frau, sondern auch seine Tochter verlor. „Papa, ich möchte lieber zu Mama zurück“, sagte sie ihm nach einem zu zweit verbrachten Urlaub.

So ist das „wirkliche Leben“ das eigentliche Thema von Wildenhains Versteck- und Kriminalgeschichte. In einer Ehe zu leben und Kinder zu zeugen ist für Gödeler zu wenig. Gödeler will wie Odysseus sein, ein zunächst Unscheinbarer, der durch sein Reden aber seinen Mitmenschen den Weg weisen kann.

Vielleicht ist das am Ende etwas zu viel.

Michael Wildenhain: „Die Erfindung der Null“. Klett-Cotta, Stuttgart 2020, 303 Seiten, 22 Euro



Das reale Malé, Hinterhof des Urlaubsparadieses
Foto: Philipp Spalek/laif

Das Wasser steigt im Paradies

Roman Ehrlich fährt an den Malediven vorbei und schreibt einen Untergangs- und Aussteigerroman. „Malé“ ist angesiedelt in einer nahen Zukunft, in der die Inseln schon halb überspült sind – der Roman ist aber alles andere als ein simpler Ökothriller. Eher geht es um Weltschiffbruch mit Textbausteinen

Roman Ehrlich: „Malé“. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2020, 288 Seiten, 22 Euro

Von **Dirk Knipphals**

Was werden wir tun, woran werden wir denken, wenn um uns herum das Land im Meer zu versinken beginnt? Man kann auf solche pathetischen Fragen und Gedanken kommen, wenn man den Roman „Malé“ liest.

Als Roman Ehrlich, 1983 geboren, mitten in der Arbeit an diesem Buch steckte, machte er eine lange Schifffahrt. Mit dem Fotografen Michael Disqué fuhr er von Hamburg nach Qingdao auf einem 365 Meter langen Containerschiff. Die 40 Tage währende Fahrt muss sehr langweilig gewesen sein, aber auch augenöffnend für die Arbeitsbedingungen in der Globalisierung sowie die Kontingenz der Welt. (Daraus wurde ein anderes Buch, der Text-Bild-Essay „Überfahrt“, Spector Books.)

„Nun also habe ich mich, in einem Anfall von verzweifeltem Donquichottismus, selbst aus der enttäuschenden Wirklichkeit herausschanghait und in den Dienst an Deck der Poesie gestellt. Die Bezahlung ist miserabel und die Ozeane eben genau so weit, wie mein Wahn grenzenlos ist“, lässt Roman Ehrlich in „Malé“ eine Figur schreiben. Solche Sätze, denkt man, könnten ihn auf dem Containerschiff eingefallen sein.

Doch darf man die Nähe von Text und Erfahrungen auch nicht zu eng denken. An den Malediven, auf denen „Malé“ spielt – angesiedelt in einer nahen Zukunft, in der die Wasserspiegel angestiegen und die Inseln schon halb untergegangen sind –, kam der Schriftsteller während der Fahrt auf Sichtweite heran. „An einem Morgen, als wir den Indischen Ozean durchquerten, waren mit dem Fernglas von der Kommandobrücke aus am Horizont die Palmensilhouetten der nördlichsten Atolle der Malediven zu sehen“, erzählt er in einem Interview. Er ging nicht an Land, um zu recherchieren. Er fuhr vorbei. „Näher bin ich dem Ort nie gekommen.“

Es gibt Literaturverständnisse, nach denen so etwas gar nicht geht. Schreib, was du kennst, lautet die einschlägige Maxime. Aber mit dampfendem Realismus und auch mit Authentizitätsgeboten hat Roman Ehrlich wenig am Hut. Er flüchtet aber auch nicht aus der Welt in den Text. Er fährt vorbei und beobachtet von der Kommandobrücke des Erzählens mit dem Fernglas aus. Das beschreibt die Art, wie er mit seinen Figuren umgeht, ganz gut. Wenn man denn hinzunimmt, dass es dabei um das Wahrnehmen der inneren Vibrationen in den Figuren geht.

„Wenn es noch um irgendwas gehen kann beim Schreiben“, lässt er eine andere Figur sagen, „dann doch um das, was man eben nicht sofort erkennen kann, das Nichtwissen, die Ratlosigkeit, die Schweigsamkeit der Dinge, die Geheimnisse hinter den Symbolen und die Angst, die von diesem Unwissen, von der Leere und der Sinnlosigkeit ausgeht.“ Vielen Schriftstellern würde man solche Sätze als Geraune ankreiden. Roman Ehrlich nicht. Er hat einen – wenn man denn Lust darauf hat (so ganz von selbst öffnet sich diesem Roman einem nicht, man muss als Leser*in schon einiges investieren) – an dieser Stelle längst eingesponnen in ein Spiel von Perspektiven und Gegenperspektiven.

Dabei beginnt „Malé“ sogar genau so, wie man es von einem Ökothriller erwarten könnte. Ein Mann sitzt gefesselt in einem Raum, in den Wasser eindringt. Ein direktes Bild für die Hilflosigkeit während der Klimaerwärmung, könnte man denken. Der Mann wird ertrinken. Auf die seltsame Ruhe, mit der er sein Schicksal registriert, wird man häufiger in diesem Buch stoßen.

Aber das sind nur die ersten zwei Seiten, und dann springt der Roman auch schon. Person nach Person wird eingeführt. Eigentümliche Namen, aus dem Rahmen fallende, meistens von etwas getriebene Lebensläufe. Da ist Frances Ford, die amerikanische Literaturwissenschaftlerin, die auf deutschsprachige Lyrik spezialisiert ist. Da ist der Vater Elmar Bauch, der seine totgeglaubte Tochter Mona Bauch sucht. Die muskulöse Niederländerin Hedi Peck. Flavio Gentili. Valeria Lenín. Der übergewichtige Romanschriftsteller Adel Politha. Der Lyriker July Frank. Der Schiffskoch Harrison Odjegha Okeme, der als einziger aus einem gesunkenen Schiff gerettet wird, er konnte in einer Luftblase überleben – und noch viele mehr.

Zwei Dutzend Figuren stehen schließlich auf dem Notizzettel, der, um sich Überblick zu verschaffen, bald wie von selbst neben einem auf dem Lesesofa liegt. Sie alle haben sich in Malé versammelt, das von den meisten Bewohnern längst verlassen worden ist. Malé mit seinen Hochhäusern und Schmuddelecken, dem Hafen und Unterkünften ist ein großartiger Handlungsort, um Fantasien zu hinterfragen: keine Palmen-

Dieser kalte Erzählstil ist so etwas wie das Gegenteil einer erlebten Rede

träume, eher der Hinterhof und, als die Touristen noch kamen und Ursprünglichkeit suchten, auch so etwas wie der Maschinenraum der Naturinszenierungen der Malediven – auch die werden in dem Roman gründlich hinterfragt.

Über die dystopische Lesart eines Untergangsromans rund um die Klimaerwärmung legt sich ein anderes erzählerisches Muster. Manche Figuren, so wird erzählt, hätten gern im alten Westberlin gelebt, als es noch eine von einer Mauer umgebene Insel war, bevölkert von Aussteigern, die mit dem sogenannten normalen Leben nichts anfangen konnten. Von dieser Berlin-Reminiszenz aus liest man „Malé“ als Roman über hilflose Realitätsflüchtlinge. Europa geht gerade unter, weltweit werden die Küstenstädte aufgegeben, und in Malé versammeln sich die Wagemutigen, die Künstler und Drop-outs, um sich noch einmal auszuleben, bevor es versinkt. Zwischennutzung hieß das dann später im wiedervereinigten Berlin.

In die Drogenerfahrungen, teilweise abgefahrenen Lebensentwürfe und Erlebnisse seiner Figuren – es gibt auch noch die „Eigentlichen“, bewaffnete Milizen, die die Malediven kontrollieren und mit denen nicht zu spaßen ist – zoomt Roman Ehrlich tief hinein. Ihrem Smalltalk und oft auch hochgespannten Selbstaussagen (viele Figuren scheinen gut darin zu sein, von sich zu erzählen) stehen sehr kühle personale Erzählpassagen gegenüber.

Das Pathos und Durcheinander der Gedanken kontrastiert Roman Ehrlich mit dem distanzierten Protokollstil der Erzählerinstanz: „Schließlich, als der hochbegabte Multiinstrumentalist so lange ausschließlich schauend und horchend auf der Insel der ehemaligen Hauptstadt der Malediven herumgegangen ist …“ Oder: „Die Pilotin antwortet, dass man einfach einsehen müsse, dass für diese Welt keine Hoffnung mehr bestehe.“ Von seiner ganzen Haltung her ist dieser Erzählstil in seiner kalten Geschliffenheit so etwas wie das Gegenteil einer erlebten Rede. Die Erzählinstanz hört die Figuren zwar, ihr ist das Innere der Figuren zugänglich, aber er wahrt großen Abstand und lässt sich nicht mit ihnen ein. Fernglas und Kommandobrücke eben.

Das führt vielleicht in den Kern dieses Erzählens. Es geht nicht darum, erzählerisch Identifikation herzustellen. Sondern die Figuren werden erzählerisch gewissermaßen gehört, durchfühlt und hinterfragt. Manche Figuren können einem dennoch nahe kommen – den Namen Hedi Peck werde ich wohl nicht mehr vergessen -, während andere Figuren fremd bleiben, der Professor etwa, der in der Bar Blauer Heinrich (Romantikassoziationen ausdrücklich erwünscht, „Casablanca“-Assoziationen nahegelegt) das Aussteigerleben im Hintergrund organisiert.

Die Katastrophe ist längst geschehen, die Welt geht unter, und alle Figuren sind mit sich selbst beschäftigt, und der Erzähler ordnet das ungerührt in dem Nebeneinander eines erzählerischen Mosaiks an. Weltschiffbruch mit Textbausteinen, so in der Art. Und das Interessante an dem Schriftsteller Roman Ehrlich ist, dass man zwischendurch immer wieder nicht weiß, wo er (wenn das Bild erlaubt ist) im Klassenzimmer der deutschsprachigen Literatur denn sitzt. Ob doch bei den nerdigen Gutaufpassern in der ersten Reihe. Oder ob bei den coolen Leuten in der letzten Reihe, die in aller Unabhängigkeit ihr Ding durchziehen.

Sein Roman „Malé“ jedenfalls, es ist sein dritter, zieht einen immer wieder rein. Das Lesen – statt reiner Rezeption eher eine Art befragender Austausch: Wie passt diese Episode denn mit den anderen zusammen?, Wer war diese Figur jetzt noch mal?, Was für eine Anspielung ist das jetzt wieder? – vermittelt auch etwas Freies und sogar Spielerisches. Und zwischendurch geht einem beim Lesen immer wieder sich selbst hinterfragend auf, was man machen wird, während die Wasserspiegel steigen: auf irgendeine Weise wird man mit sich selbst beschäftigt sein, so wie Frances Ford, Elmar Bauch, Hedi Peck und all die anderen.

Anzeige

NOMOS
GLASHÜTTE

175 Years
Watchmaking
Glashütte

Lambda – 175 Years Watchmaking Glashütte. Feinuhrmacherei, neu in einem Gehäuse aus Edelstahl. Das Sondermodell, nach Chronometerwerten reguliert, gibt es in Emailleschwarz, -weiß oder -blau, limitiert auf je 175 Stück. Etwa hier: Aachen: Lauscher, Lücker; Augsburg: Bauer, Hörl; Bayreuth: Böhnlein; Berlin: Brose, Leicht, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bochum: Mauer; Bonn: Hild, Kersting; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kaufhaus; Hamburg: Cabochon, Becker, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Berghof, Gadebusch; Konstanz: Baier; Lübeck: Mahlberg; Mainz: Wagner-Madler; Mannheim: Wenthe, München: Fridrich, Hilscher, Kiefer; Münster: Oeding-Erdel; Regensburg: Kappelmeier; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Brinckmann & Lange, Bucherer, Rüschenbeck und Wempe sowie hier: nomos-glashuette.com

Kaliber DUW 1001
Deutsche Uhrenwerke NOMOS Glashütte

Von wegen forever young

In ihrem neuen Buch „Der Untergang des Abendkleides“ erzählt die Autorin Ella Carina Werner 33 Kurzgeschichten vom Leben im mittleren Alter mit Humor als Haltung. Interessant, welche Rolle dabei Bauchtanz und Psychologie spielen, was das mit Corona zu tun hat und warum im Matriarchat vor allem die unqualifizierten Frauen gewinnen

Frau und vierzig sein – das entspannt Foto: Bruce Gilden/ Magnum Photos/ Agentur Focus

Von **Katrin Gottschalk**

Es gibt Superfruits zum Frühstück, Luftbefeuchter für die Atemwege und Joggingstrecken bis in den Tod. In den Gegenwartsanalysen der letzten Jahre lässt sich hier und da immer wieder lesen, wie jung wir uns alle fühlen und auch bleiben. 40 ist das neue 30! Diese „Forever young“-Fantasien raubt Ella Carina Werner ihren Leser*innen gleich zu Beginn ihres neuen Buchs „Der Untergang des Abendkleides“.

In der ersten von 33 Kurzgeschichten wird die Protagonistin 40 Jahre alt und kann der ganzen Sache durchaus ein paar Vorteile abgewinnen. Als Frau könne man sich ab 40 Bleistifte oder ganze Schokoriegel unter die Brüste klemmen (praktisch!) und endlich in Ruhe träumen, da niemand mehr rufe: „Ja geil, mach das doch! Die Welt steht dir offen!“ Vielmehr stehe einem die Welt überhaupt nicht mehr offen: „Das ist das Gute. Das nimmt den Druck raus, entspannt.“ Und: „Mit vierzig darf man Dinge verniedlichen.“

Ella Carina Werner selbst findet vieles niedlich, blickt dennoch sehr genau auf sich und ihre Mitmenschen, mit Liebe und Spürsinn für Dissonanzen in ihrer Umgebung. Ein wiederkehrendes Motiv sind die Betrachtungen von Personen, die „eigentlich ganz anders“ sind. Etwa eine Tante, die in der S-Bahn ohne Fahrschein erwischt wird. Den Fehler gibt sie nicht zu, erklärt dem Kontrolleur stattdessen, warum ihr das gar nicht passieren könne: „Jetzt schauen Sie mich einmal an. Ich bin eine Frau. Ich bin über sechzig. Ich trage handgenähte Pumps. Ich bin das Gegenteil eines klassischen Schwarzfahrers. Ich bin Lehrerin. Pensionierte Gymnasiallehrerin, Deutsch und Latein. Ego in finem!“

Furios auch der Onkel, der mitten in einem Restaurant wortreich das Patriarchat beendet, seine Nichte dabei nicht zu Wort kommen lässt, sie zu mehr Eigenständigkeit ermahnt und sie am Ende nicht die Rechnung zahlen lässt.

Aber wie könnte das Matriarchat aussehen? Die Antwort gibt es ein paar Seiten früher schon: „In den Chefetagen sitzen viele hoch qualifizierte Frauen. Und viele unqualifizierte, das ist wichtig, ja besonders viele von den unqualifizierten, historische Gerechtigkeit muss sein.“ Der Humor funktioniert, weil er die eigene Lebenswelt auf die Schippe nimmt, aber sich nicht einfach darüber lustig macht – sondern überdreht, was da ist.

Die neuen Geschichten handeln von feministischen Themen: gleichberechtigte Partnerschaft, Kinder, Menopause, Körperbehaarung und Feminismus an und für sich. Aktuelle Debatten wie zum Beispiel über Intersektionalität fehlen allerdings und mit fortgeschrittener Lektüre des Buches wird das Fehlen zu einer manifesten Leerstelle. Wie weiße Frauen klug und humoristisch mit den eigenen Ausschlussmechanismen umgehen können, scheint noch ein nicht bestelltes Feld zu sein. Dabei wäre Ella Carina Werner auf jeden Fall eine heiße Kandidatin dafür, eine Sprache zu finden, die sich nicht in Stereotypen verfängt, die zusammenbringt und trotzdem stachelig ist.

Ella Carina Werner ist die Tochter einer Bauchtänzerin, ganz im Ernst. Darüber schrieb sie 2012 in ihrem Roman „Die mit dem Bauch tanzt“. Es ist die Geschichte einer Frau, die Ende der Achtziger in Ostwestfalen beschließt, als „Shahzadi“ du tanzen. Nach und nach wird die ganze Familie eingebunden. Aus heutiger Perspektive würde das wohl als kulturelle Aneignung gelten. Der Vater, in der Bauchtanzwelt der Mutter als „Mustafa“ auftretend, ist Psychologe. Beide Eltern beeinflussen sicherlich den spezifischen Werner-Stil: sich selbst nicht allzu ernst nehmen, das Gegenüber nicht mit Witz zerstören, sondern in liebevollen Wendungen entkleiden, quasi mit Blicken sezieren.

Werner hat eine sehr gute Menschenkenntnis. Tiefe Einsichten in die Träume und Tiefen ihrer Mitmenschen konnte sie gewinnen mit dem Band „Ich glaube, ich bin jetzt mit Nils zusammen“. 2014 veröffentlichte sie diesen zusammen mit Nadine Wedel, es ist eine Sammlung aus alten Tagebucheinträgen von Freund*innen und Bekannten. Auch hier ist das Leitmotiv: über sich selbst lachen können. Die tägliche Fingerübung dafür ermöglicht Werner ihre Arbeit als Redakteurin des Satiremagazins *Titanic*. Ihre Texte erschienen außerdem in *Missy Magazine, FAZ* und *Zeit Online*. Und auch für die Wahrheit der taz schreibt die freie Autorin regelmäßig.

> Endlich ruft da niemand mehr: „Ja geil, mach das doch! Die Welt steht dir offen!“

„Der Untergang des Abendkleides“ ist ein wunderbar kurzweiliger Erzählband. Er kommt gerade recht zum Corona-Herbst, der mancher Geschichte noch einen besonderen Spin gibt. Zum Beispiel der von drei Freundinnen in einem Tretboot. Sie fragen sich, wer wohl als Erste von den anderen gegessen werden müsste, würden sie auf einer einsamen Insel stranden. In Coronazeiten hieße das: Wer ist systemrelevant? Lisa: „Ich bin wertvoll. Ich bin Steuerklasse 1.“ Kirsten: „Ich habe die meisten Kinder.“ Ella: „Na gut, nehmt mich. Aber bitte ohne Barbecue-Soße.“

Ella Carina Werner: „Der Untergang des Abendkleides“. Satyr Verlag, Berlin 2020, 172 Seiten, 18 Euro

EDITION • LE MONDE *diplomatique*

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH • Friedrichstr. 21 • 10969 Berlin

Le Monde mobile

Die Welt stand still. Zumindest für einen kurzen Augenblick. Die Coronapandemie sorgte für leergefegte Straßen, verlassene Bahnhofshallen und verwaiste Check-in-Schalter. Währenddessen schickte Elon Musks SpaceX als erstes Privatunternehmen Menschen ins All und Tesla baut in Brandenburg eine riesige Fabrik für Elektroautos.

9,50 €*, broschiert, 112 Seiten, ISBN 978-3-937683-88-1.
Auch als Prämie für ein Zeitungsabo von *Le Monde diplomatique* unter monde-diplomatique.de/abo.

Jetzt bestellen: monde-diplomatique.de/edition-lmd
shop@taz.de • T. (030) 25 90 21 38

*Versandkostenfrei im Inland, im Ausland zzgl. Versandkosten.

monde-diplomatique.de

Nicht mehr hübsch, nur kaputt

Es ist das menschliche Drama, das sich in der Geschichte des Mädchens aus dem „alten Land“ entwickelt. Anna Prizkaus Debüt „Fast ein neues Leben“

Von **Ulrich Gutmair**

Es ist ein ein schönes und wahrhaftiges, ein trauriges und manchmal beklemmendes Buch, das Anna Prizkau geschrieben hat. „Fast ein neues Leben“ ist ihr erstes, es versammelt zwölf Erzählungen, klassische Short Stories, die für sich stehen, zusammen aber die Geschichte eines Mädchens erzählen, das in ihrem neuem Land, Deutschland, erwachsen wird.

Es ist nur „fast ein neues Leben“, weil die Menschen, die ihr begegnen, ihr es nicht zugestehen wollen. Mal subtil, mit Bemerkungen und Fragen, mal brutal, mit Schlägen und Fußtritten, wird die Erzählerin daran erinnert, dass sie als Kind aus ihrem alten Land gekommen, dass sie „Ausländerin“ ist. Sie spürt es, sie weiß es und versucht ihre Herkunft, so gut es geht, zu verbergen: „Kein Mensch kannte mich, wie ich früher war.“

Die Verleugnung der Herkunft soll die Eintrittskarte ins neue Leben sein. Sie schämt sich für ihre Eltern, aus deren Mund nur ein Wort kommen muss, um ihr Anderssein zu verraten. Mit der Scham kommen die Lügen, durch die Lügen wird die Scham noch größer, und der Wunsch dazuzugehören hat noch weniger Aussicht auf Erfüllung.

Derzeit erleben wir eine Welle von Romanen von jungen Frauen und Männern (die jungen Frauen sind eindeutig in der Überzahl), die von ihren Erfahrungen als Kinder von Einwanderern erzählen. Manche dieser Bücher sind literarisch aufregend, verstörend, herausfordernd. Die meisten sind es nicht. Oft sind es die Letzteren, die besonders erfolgreich sind, woraus sich schließen lässt, dass viele diese Bücher nicht lesen, weil sie herausgefordert werden wollen. „Thema“ schlägt Sprache, und „Authentizität“ wird nicht durch präzise Beobachtung und Beschreibung des Widersprüchlichen verbürgt, sondern mittels Bestätigung des bereits vermeintlich Gewussten.

„Fast ein neues Leben“ zählt nicht zu diesen Büchern. In jeder von Prizkaus Geschichten gibt es einen unauflösbaren Konflikt, ein Drama, das unaufhaltsam eintreten muss, weil die Verhältnisse so sind, wie sie sind. Es ist das menschliche Drama, das sich nur beispielhaft im Drama des Mädchens aus dem alten Land entwickelt, das „Angst vor dieser einen Frage“ hat: „Woher kommst du?“

> In jeder Geschichte gibt es ein Drama, das eintreten muss, weil die Verhältnisse so sind, wie sie sind

Der Vater verliebt sich im Urlaub mit der Tochter in eine Frau. Die Tochter wünscht sich, dass der Vater eine neue Liebe findet, obwohl er die Mutter umsorgt, die im neuen Land so unglücklich ist, dass sie davon krank wird. Oder: Die Erzählerin kann ihrem Freund nicht erzählen, dass Männer sie geschlagen haben, weil sie dann das Geheimnis ihrer Herkunft preisgeben müsste. Oder: Vater und Tochter ermuntern die Mutter, nicht zu kündigen, obwohl sie wissen, dass der Boss mehr von der Mutter will und bekommt als ihre Arbeit. Wenn die Mutter weint, ist sie „nicht mehr hübsch, nur kaputt“.

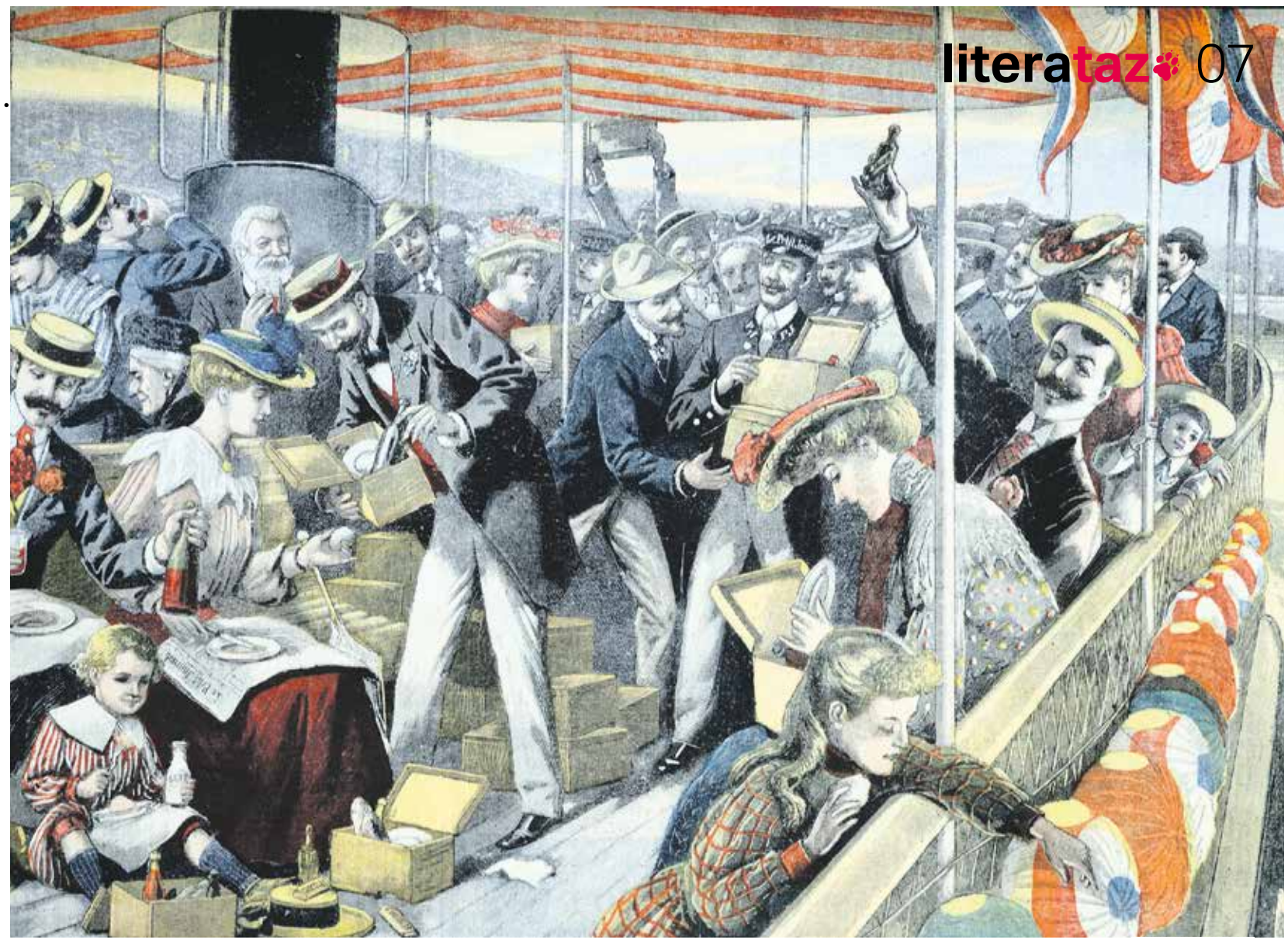
Auch die deutschen Familien sind kaputt, nicht weniger jedenfalls als die von Samiha und Olcay aus dem „Türkenkinderviertel“, mit denen die Erzählerin spielt, weil die deutschen Kinder in den Hort gehen, die Kinder der Fremden aber nicht, weil deren Eltern weniger Geld haben und die Formulare nicht ausfüllen können. Die Türkenkinder und die Erzählerin haben noch etwas anderes gemein: Sie werden „wie seltene und unerforschte Tiere angestarrt und gefürchtet“.

Anna Prizkaus kurze, harte Geschichten bezeugen mit ihren kurzen, geschliffenen Sätzen den Triumph der Literatur über ein Schreiben, das seine Autorinnen, Protagonisten und Leserinnen im Käfig der „Identität“ gefangen hält. Die einen sitzen drin, die anderen schauen drauf.

Anna Prizkau: „Fast ein neues Leben“. Friedenauer Presse, Berlin 2020, 111 Seiten, 18 Euro

Stilwille und Rauch

Elisabeth Edl hat Flauberts großen Desillusionsroman „L'Éducation sentimentale" neu übertragen. Der deutsche Titel lautet jetzt „Lehrjahre der Männlichkeit". Was ist dran an dem Anspruch der prächtigen Ausgabe, eine kanonische Übersetzung vorzulegen?



Eine Bootsfahrt auf der Seine: So beginnen Lehrjahre der Männlichkeit Foto: Chris Hellier/Corbis/getty images

Von **Stephan Wackwitz**

Es ist, schon rein äußerlich, eine prachtvolle neue deutsche Ausgabe der „Éducation sentimentale", gedruckt und ausgestattet wie zu Zeiten, als es noch einen Unterschied zwischen Hard- und Paperbacks gegeben hat: wunderbares Papier, Leinen, zwei verschiedenfarbene Lesebändchen, ein ausführliches, kenntnisreiches Nachwort, verlässliche und ausführliche Anmerkungen. Und: ein kanonischer Anspruch. Dieser Anspruch konzentriert sich in der Neuübersetzung des Titels, der nun „Lehrjahre der Männlichkeit" lautet. „Für fast alle großen Romane der Weltliteratur", schreibt die Übersetzerin Elisabeth Edl, „setzt sich irgendwann auch in der fremden Sprache ein kanonischer Titel durch."

Der Einfall, den größten Roman des französischen 19. Jahrhunderts über den Titel mit dem bedeutendsten deutschen des 18. Jahrhunderts – mit Goethes „Lehrjahren" nämlich – zu verbinden, stammt von dem Journalisten, Lektor und Übersetzer Paul Wiegler, der die „Éducation sentimentale" in seiner 1951 posthum erschienenen Übersetzung als „Lehrjahre des Gefühls" betitelte. Elisabeth Edl geht einen Schritt weiter und zieht zur Namensgebung einen feministischen Roman der deutschen Romantik heran, Friedrich Schlegels „Lucinde". Dort wird die Entwicklung der männlichen Hauptperson bis zur entscheidenden Begegnung mit jener verführerischen und freiheitsliebenden Lucinde in einem „Lehrjahre der Männlichkeit" überschriebenen Kapitel geschildert.

Flaubert kannte Schlegels „Lucinde"; in der „Ur-Éducation" von 1845 heißt eine der Figuren so. Wenn dem Rückgriff auf Schlegel trotzdem eine gewisse Willkürlichkeit (und nicht zuletzt eine denkbar unhistorische Verbeugung vor gegenwärtigen Genderdebatten) anzumerken ist, liegt das auch daran, dass der Bezug auf Goethe schon in den frühen fünfziger Jahren den Gattungscharakter der „Éducation" eigentlich verfehlt hat.

Denn anders als bei Goethe, der das allmähliche Hineinwachsen des Helden und seiner Illusionen in die Realitäten der bürgerlichen Gesellschaft schildert, bleibt bei Flaubert weder von der Gesellschaft noch von seinem Helden etwas Nennenswertes übrig. „Bildung" ist das Ziel der von Goethe inaugurierten deutschen Romantradition. In der französischen dominiert der bei Flaubert kulminierende „Desillusionsroman".

Löst die Übersetzung selber den kanonischen Anspruch ein, den der Titel beansprucht? Das kann man so oder so sehen.

Der erste Satz des Romans versetzt die Leserin mit dem Realsymbol eines Dampfschiffs an den Vorabend der industriellen Ära. Bei Edl (die für den Hanser-Verlag auch schon Flauberts „Madame Bovary" übersetzt hat) liest sich das so: „Am 15. September 1840, gegen sechs Uhr früh, kurz vorm Ablegen, paffte die *Ville-de-Montereau* dicke Wolken am Quai Saint-Bernard." Bei Paul Wiegler, am Anfang derjenigen „Éducation", die ich in den siebziger Jahren zum ersten Mal (und dann immer wieder) gelesen habe: „... lag die ‚Stadt Montereau' fahrbereit am Quai Saint-Bernard. Dicke Rauchwolken entwälzten sich ihrem Schlot." Bei Maria Dessauer wiederum, 2001, liegt das Schiff, das den Helden nach Paris bringen wird, „fahrbereit am Quai Saint-Bernard und stieß dicke Rauchschwaden aus".

Aus dem klassisch-kalten „fumait" macht Edl „paffen" – das bringt etwas vage Gegenwärtiges, auch Gemütliches heran

Was passiert in diesen deutschen Versionen des französischen Satzes? Es ist eine Art Duell zwischen französischer Klassizität – „fumait à gros tourbillons" lautet der Urtext – und verschiedenartigen deutschen Milieus des Stilwillens: expressionistisch bei Wiegler, naturalistisch bei Dessauer. Edls „paffen" wiederum bringt etwas vage Gegenwärtiges, in Verbindung mit den „dicken Wolken" auch Gemütliches, fast ein bisschen Harmloses (eine Art „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer"-Ton) an das klassisch-kalte „fumait" heran.

Kurz: Wie man es macht, ist es falsch. Und doch ist die „Éducation sentimentale" hinter all diesen Schleiern, hinter all den auf verschiedene Art an sich selber scheiternden Übersetzungen zu spüren; und außerdem wollen wir als Leser, wenn wir schon kein Französisch können, jetzt endlich in das Buch hineinkommen und wissen, wie es weitergeht mit diesem seltsam uneindeutigen Fréderic Moreau und seiner Reise ins Leben.

Was alles nur heißen soll: Es gibt keine kanonische Übersetzung dieses größten Romans des großen Flaubert, ebenso wenig wie eine endgültig „richtige" Übersetzung seines eigenartigen Titels. Was kanonisch wird, entscheidet sich sowieso erst frühestens in schätzungsweise fünfzig Jahren.

Elisabeth Edls Übersetzung ist redlich, leidlich genau, manchmal in einem übertriebenen Aktualitätswillen fragwürdig (auf Seite 202 zum Beispiel frönt sie – „dann erinnerte er augenblicklich seine große Liebe" – dem zeitgenössischen Anglizismus, „erinnern" transitiv zu verwenden, statt, wie es als Nachbildung des Französischen von 1869 in jedem Fall korrekt wäre, als Reflexivum mit Präposition; und so weiter).

Es ist eine gute Übersetzung – und das heißt: eine so möglichst wenig schlechte Übersetzung wie ihre Vorgängerinnen. Ob sie sich als kanonisch durchsetzen wird? Wer kann das wissen. Es ist wie bei Denkmälern in Parks und auf öffentlichen Plätzen, deren kanonischer („eigentlicher") Zweck, an Otto von Bismarck oder Alexander Hamilton zu erinnern, längst überwuchert ist von den Erinnerungen, Eindrücken und Assoziationen, die jedem und jeder, die an ihnen vorbeigegangen sind, beim zerstreuten Hinsehen auf jene Statuen in den Sinn kamen; sodass am Ende jede und jeder sein eigenes Denkmal hat und von kanonischer Wahrheit nicht die Rede sein kann.

Als ich den wundervoll ausgestatteten Hanser-Band weglegte und mir (zum wievielten Mal?) die zerfledderte und vergilbte johannisbeerfarbene Kladde aus der „Rowohlts Klassiker"-Reihe mit Paul Wieglers Übersetzung vornahm, war ich zu Hause in der mir gewohnten „Éducsentime" und Elisabeth Edls Kanonizitätsanspruch vergessen.

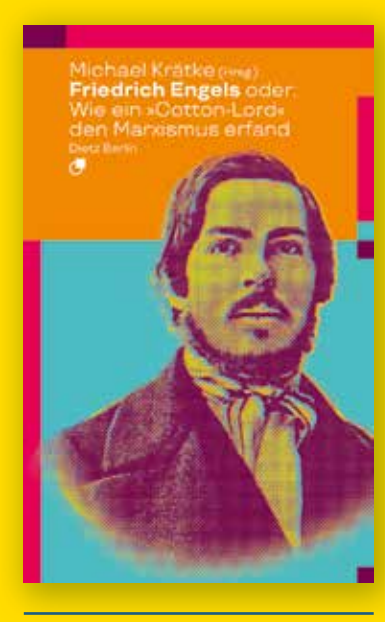
Was weder Paul Wieglers Übersetzung besser macht als die von Elisabeth Edl noch dieser etwas am Zeug flicken kann. Wohl aber ihren Anspruch dementiert, auf Deutsch die „Éducation to end all Éducations" geliefert zu haben.

Gustave Flaubert: „Lehrjahre der Männlichkeit". Aus dem Französischen von Elisabeth Edl. Hanser, München 2020, 800 Seiten, 42 Euro

Anzeige

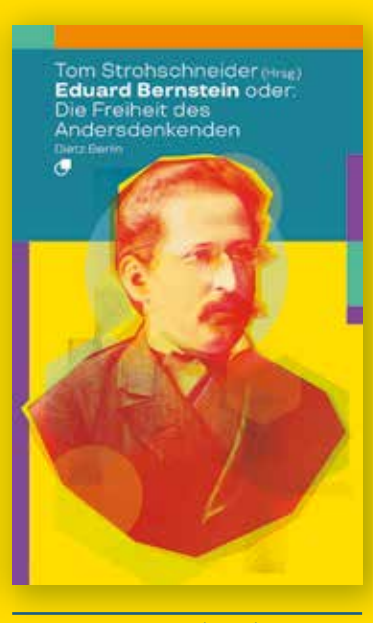
Biografische Miniaturen bei Dietz Berlin

»Michael Krätkes Engels-Miniatur setzt ein neues Glanzzeichen in dieser Reihe.«
Zeitschrift Z.



Michael Krätke (Hrsg.)
Friedrich Engels oder: Wie ein »Cotton-Lord« den Marxismus erfand
200 S., mit 7 Abb., Broschur, 12,00 €
ISBN 978-3-320-02368-3

Florence Hervé (Hrsg.)
Clara Zetkin oder: Dort kämpfen, wo das Leben ist
4., aktualisierte u. erweiterte Auflage,
176 S., mit 9 Abb., Broschur, 12,00 €
ISBN 978-3-320-02372-0



Tom Strohschneider (Hrsg.)
Eduard Bernstein oder: Die Freiheit des Andersdenkenden
224 S., mit 5 Abb., Broschur, 12,00 €
ISBN 978-3-320-02361-4

Jörn Schütrumpf (Hrsg.)
Rosa Luxemburg oder: Der Preis der Freiheit
190 S., mit 6 Abb., Broschur
3., überarb. und erg. Aufl., 12,00 €
ISBN 978-3-320-02351-5

Dietz Berlin

dietzberlin.de

Das Leben bestimmen die Enten

Seine Texte waren Auftragsarbeiten sehr eigener Art. Ernst Herbeck lebte von 1946 bis zu seinem Tod 1991 in der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Klosterneuburg-Gugging bei Wien: ein Autor, der nie aus eigenem Antrieb schrieb, sondern stets animiert von seinem Arzt, dem nicht unumstrittenen Leo Navratil, der in der Gugginger Psychiatrie eine Art therapeutische Künstlerkolonie installiert hatte. Er gab seinem Patienten ein Stichwort, und umgehend legte Herbeck los und verfertigte seine kleinen, definitorischen, oft in überraschenden Pointen mündenden Gedichte, etwa über „Die Kälte“: „Die Kälte geht in die Finger / und Zehen, wenn es kalt ist. / Es gibt Kälte- und Wärmegrade. / An und für sich ist es immer / kalt.“

„Das Leben der Hühner ist rot“; „Der Igel ist in Albanien ein Haustier“; der Traum ist „eigentlich ein Geschenk / einer anderen Person. Bei Nacht!“: Die eigenwillige Logik, aus rätselhaften Quellen gespeiste Poesie, die abgründige Komik, befremdliche Weisheit und verblüffende Beobachtungspräzision dieser Lyrik faszinierte namhafte professionelle zeitgenössische Kollegen wie Ernst Jandl, W.G. Sebald oder Gerhard Roth, verführte zu einer Verklärung Herbecks zum „Erstgeborenen der Sprache“, „von der Krankheit getarnt“ (André Heller), und im Kontext der Anti-Psychiatrie-Bewegung zur Instrumentalisierung seiner Texte als Manifeste wider die Vernunft und bürgerliche Ordnung.

Dabei ist doch alles ganz einfach, zumindest laut Herbeck, der ein Dichter war, sich vielleicht aber auch nur auf genial anmutende Weise in dessen Rolle einfühlte: Der Dichter „dichtet natürlich / einige Gedichte, Er schreibt diverse / Bände von Büchern, / die man ungetrübt lesen und lesen / kann.“ Entsprechend sollte man die aus Anlass von Herbecks 100. Geburtstag neu aufgelegten Gedichte denn auch ungetrübt lesen und lesen: „Das Leben ist den einen und / den anderen abhängig. Das Leben be- / stimmen die Enten. Somit, zum Bei- / spiel, sind die Hühner von den Enten / abhängig; Und das Pferd von den Kühen.“ *Thomas Schaefer*

Ernst Herbeck: „Der Hase!!!“ Ausgewählte Texte und Zeichnungen. Mit einem Vorwort von Clemens Setz. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Gisela Steinlechner. Jung und Jung, Salzburg/Wien 2020, 331 Seiten, 28 Euro

Verbrannte Haut in der Shockdown-Welt

Man kennt dieses Gefühl, wenn einem nicht mehr klar ist, nach der Sonne: Ist das noch Sonnenbrand oder schon Sonnenstich? Vielleicht liegt man zudem auf einer Strandliege unter dem Parasol, und ein Beach Boy massiert einem einen Muskel, von dem man bis eben nicht wusste, dass man ihn überhaupt hatte. Man selbst erblickt die Welt nur noch trüb gespiegelt durch ein Stück Alufolie, das dahinflattert über den Sand und auf dem noch ein paar Tropfen Flüssigheroin lauern, das jemand nicht ganz weggeraucht hat. So oder ähnlich fühlt es sich an, Jonas Eika zu lesen. Jedenfalls seinen Storyband „Nach der Sonne“. (Ein Roman, sein eigentliches Debüt, ist bisher nicht ins Deutsche übertragen.)

Der junge Däne Jonas Eika, Jahrgang, 1991, schreibbeschult auf der Forfatterskolen, erzählt so, dass einem duselig werden kann. Aber nicht weil übertrieben viel passieren würde, sondern weil das Passierende dann doch sehr unerhört ist: Ein IT-Experte geht mit einem Banker ins Bett und vertickt die Zukunft – oder hat er dadurch sogar den Krater bewirkt, durch den die Bank, die er beraten soll, gleichsam verschwunden ist?

In einer anderen Story, die an einem Pilgerort für Ufo-Fans spielt, schlitzt sich ein älterer Mann in der Nevada-Wüste den Hals auf, um zu einem Sendemast zu mutieren. Und in „Bad Mexican Dog“, einer in zwei Teilen über den Band fragmentierten Novelle, trifft man auf besagten Beach Boy, der allerdings nicht nur Massagen und Drinks feilbietet, sondern auch Analsex mit einer Sonnenschirmstange hat – und mit Manu, der sich ein Garnelenskelett auf den Schwanz schnallt.

Aus einer anderen Erzählpersektive dagegengeschnitten ist ein Heteropaar im selben Beach-Ressort, das sich von einem Beach Boy (Ist er ein anderer? Ist er derselbe?) ablecken lässt, da er einen Hund spielt, den sie erniedrigen. Hinterher stellt sich das als Videotrickbetrug heraus.

„What the fuck?!“, denkt man immer wieder bei der einnehmenden Eika-Lektüre. Und: „Hat er das gerade wirklich geschrieben oder hab ich zu viel Sonne abgekriegt?“ Eika hat ein Gespür für abwegige Settings und aus der Science-Fiction entliehene Geistesfunken, wie man das vielleicht von Haruki Murakami oder Clemens J. Setz kennt. Oder, stärker literaturgeschichtlich gedacht, von der Literatur E.T.A. Hoffmanns, wo das Phantastische ins Realistische hineinrattert. Aber was Eika damit anstellt, ist viel böser.

Jonas Eika löst, mitunter nahezu unbemerkt inmitten eines Satzes, die Grenzen des Subjekts in seinem Ego-Tunnel auf. Die Verfremdungseffekte in seinen homoerotisch aufgeladenen Plots entlarven die Figuren als Kaleidoskopsteinchen kapitalistischer Verwertungslogik, aber auch als organische Sinneswesen, in Symbiose mit Fauna und Flora. Der Mensch als ökologisch und ökonomisch determiniertes Wesen, das sich besser seine Freiheitsmomente zurückerobern sollte.

Jonas Eika macht es einem in seinem allemal guten, verstörenden Buch nicht einfach, denn seine Figuren sind nur unter starken Vorbehalten Sympathieträger. Doch trotz dieser unterkühlenden Distanzeffekte mit metallischem Nachgeschmack zum Trotz halten sie einen in Bann. Könnte diese crazy Shockdown-Welt, die Eika beschreibt, am Ende unsere eigene sein? Und wie viel After-Sun (oder wie es im Band lyrisch heißt: Nachsonne) bräuchten wir dann, bis unsere verbrannte Haut wieder heil ist? *Stefan Hochgesand*

Jonas Eika: „Nach der Sonne“. Aus dem Dänischen von Ursel Allenstein. Hanser Berlin, Berlin 2020, 160 Seiten, 20 Euro

Die wilden Jahre nach dem Mauerfall

Die Geschichte setzt ein, als Andrej ungefähr acht Jahre alt ist. Er lebt mit Eltern und zwei Brüdern in einer Altbauwohnung im Berliner Stadtteil Mitte, aber eigentlich leben sie weniger zusammen als aneinander vorbei.

Bei Andrejs bestem Freund Simon verhält sich die Sache ähnlich phantastisch: Zwar kann er mit seiner Mutter so konzentriert über Dinosaurier fachsimpeln, dass er die Anwesenheit des Freundes im Zimmer vergisst, aber die meiste Zeit ist er wie Andrej allein. Die Logik der Erwachsenen in Form von Familie oder Schule dringt nur selten ins anarchische Einerlei der Jungs, die sich kaum unterhalten, sich aber trotzdem seltsam spiegeln, die gemeinsam immer älter werden, die frei und ungebunden durch die Tage, Wochen und Monate driften und ziemlich fraglos eher erfühlen als verstehen, wie sich die Stadt um sie herum verändert.

Ostberlin in den Neunzigern ist nicht gerade ein unbeschriebenes Blatt – zuletzt erzählte Lutz Seilers Roman „Stern 111“, der im Frühjahr mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet wurde, vom Lebensgefühl im Nachwendeberlin. Der neue Roman des 1983 geborenen Berliner Autors Lorenz Just „Am Rand der Dächer“ beweist, dass die Geschichte von den wilden Jahren in Berlin nach dem Mauerfall trotzdem noch lang nicht zu Ende erzählt ist. Es ist wahnsinnig charmant, wie der Blick des Kinds und Jugendlichen, bei dem sich die Dinge ja gerade auch eher schleppend sortieren, die große Anarchie vom irren Kinderzimmer des Freunds bis zum besetzten Haus gegenüber, das Vakuum zwischen Alt und Neu da draußen quasi verstärkt.

Die Sprache von Lorenz Just, der übrigens ganz genau wie Andrej im Ostberlin der Neunziger aufgewachsen ist, fängt das kindliche Hier und Jetzt, das noch wenig Einordnen und Zusammenfassen kennt, wirklich toll ein, nur sehr selten schimmern kleine Erklärungsversuche des erwachsenen Erzählers durch, die man gut überlesen kann.

Auch später, als es auf die Jahrtausendwende zugeht und Andrej und Simon anfangen, in all die neuen, schicken Dachwohnungen einzubrechen, die ihnen den Weg auf ihre geliebten Dächer versperren, von denen aus man allerdings auch nicht den erhofften Überblick gewinnt, bleibt das Buch angenehm tastend, unordentlich, wertfrei und immer mal wieder wie zufällig Dinge unters Mikroskop legend, die dadurch überdeutlich hervortreten. Was sie in den Wohnungen der Neuberliner anstellen, in die sie einsteigen, das ist übrigens ziemlich überraschend, darf aber an dieser Stelle nicht verraten werden. *Susanne Messmer*

Lorenz Just: „Am Rand der Dächer“. DuMont Verlag, Köln 2020, 272 Seiten, 17,99 Euro

Ein pathetisches Hurra auf die Kirmes

Angeblich jeder zweite Arbeitsplatz im Schaustellergewerbe ist durch coronabedingte Ausfälle gefährdet. Von dieser Dramatik konnte Philipp Winkler nichts ahnen, als er „Carnival“ schrieb, sie unterfüttert sein zweites Buch jedoch mit einer Dringlichkeit, die ihm sonst fehlen würde.

Seit jeher dienen Jahrmarkt, Rummel, Kirmes allerlei Zuschreibungen: Von Thackerays „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ bis zu Vicky Leandros’ eingängigen Schlagerzeilen „Das Karussell wird sich weiterdrehn, auch wenn wir auseinandergehn“ taugt das Thema mal als Spiegelbild der menschlichen Gesellschaft, mal als Chiffre des Lebens schlechthin, das am besten mit gehörigem Fatalismus hingenommen werden sollte.

Obwohl die Erzählung „Carnival“ mit allerlei Blut-Schweiß-Tränen-Härten angereichert ist, handelt es sich um ein poetisches Pamphlet, dessen „Erzähler“ das „fahrende Volk“ als zwar rauhe, aber umso herzlichere Solidargemeinschaft stilisiert, ein „letztes Hurra auf die Kirmes“ anstimmt und ihrer Gegenwelt, dem ängstlichen, saturierten, vergnügungskonsumorientierten Bürgertum, seine Verachtung entgegenschleudert: „Erst habt ihr uns leiden lassen und dann, dann habt ihr uns vergessen. Habt euch eure Unterhaltung woanders geholt. Zu Hause vor der Glotze, auf euren Sofas mit Schonbezug“.

So fügt sich das Buch bestens zu Winklers viel beachtetem Debüt „Hool“ (2016), indem es sich erneut eines randständigen Milieus annimmt und eine Parallelgesellschaft feiert, deren Abgesang mit erheblichem, mitunter grenzwertigem Pathos orchestriert wird. Doch das Lamento über den Niedergang der alten Jahrmarktkultur mit all ihren archaischen Spektakeln – Damen ohne Unterleib, kleinwüchsige oder gigantonomisch dickleibige Menschen, exotische Tiere und so weiter – ist unzeitgemäß. Die Ablösung dieser fragwürdigen Sensationen durch Hightech-Fahrgeschäfte ist ihrerseits schon lange historisch – und ausnahmsweise nicht dem Internet anzulasten.

Freilich geht es Winkler gar nicht um solche Profanitäten: „Carnival“ ist inspiriert von einem Zeitungsartikel über die verschwindende Sprache der Carnies, der nordamerikanischen Schausteller, und entsprechend auch primär an Sprache interessiert. So erbaut sich Winkler eine weder zeitlich noch topografisch festlegbare Wunderwelt. In der erfundenen Kunstsprache „Kzirms“ skizziert er „Steife Jonnys“, „Rittjocks“ und „Erstmaier“, die abenteuerlichen „Kirmser“ und ihr „hartes, schnelles Leben“: „Lanzo, der alte Raufbold und Knastbruder“, „Becky Lynn und ihr beschränkter Bruder Pazuzu“ oder Cevenna. Die „jonglierte bereits mit Messer, Gabel und Löffel, bevor sie lernte, damit zu essen“.

Ihnen allen ist der Rummel ein „Hafen der Gestrandeten und Fehlgeleiteten“, in dem sie vor der „Welt da draußen“ und vor sich selbst geschützt sind, den sie am Ende aber aufzugeben gezwungen werden.

Doch auch dieses behauptete Ende kann ja nur Fiktion sein. Denn trotz allen technischen Fortschritts, trotz aller Veränderungen im Unterhaltungsverhalten und erst recht trotz und nach Corona: das Leben geht weiter, das Karussell wird sich weiterdrehn. *Thomas Schaefer*

Philipp Winkler: „Carnival“. Aufbau Verlag, Berlin 2020, 119 Seiten, 14 Euro

Küchenabenteuer und Milchpulver

„In der Küche“, behauptet die Doris Dörrie, „lässt sich Kultur und Struktur einer Gesellschaft ablesen.“ Wir könnten also, schlägt die Autorin und Filmregisseurin in ihrem neuen Buch „Die Welt auf dem Teller – Inspirationen aus der Küche“ vor, unseren Thermomix befragen, was es bedeutet, dass eine Vielzahl von uns der Veränderung vom Rohen zum Gekochten heute nicht mehr selbst beiwohnt, sondern sie einer Art Künstlichen Intelligenz übergibt: ein weiterer Sublimierungsprozess der Zivilgesellschaft oder radikaler Kulturverlust?

Anhand von Kindheitserinnerungen, Küchenabenteuern und kulinarischen Entdeckungen komponiert Dörrie episodenhaft ein Lesevergnügen (die im Buch abgedruckten Kolumnen wurden zuerst in der Zeitschrift *Essen & Trinken* veröffentlicht), das illustriert, wie alles mit allem zusammenhängt und Dinge, die früher einmal einfach gewesen waren – Essen und Trinken – heute hochgradig komplexe, komplizierte Angelegenheiten geworden sind.

Wenn Doris Dörrie über Essen schreibt, sinniert sie über die Welt: Sie erzählt von Brotkrusten, Beleuchterbrotzeiten, japanischen Aspirin (Japan hat es ihr ja sowieso angetan), Melonen-Momenten oder dem Anarchisten Augustin Souchy, für den sie einmal einen Brief an Fidel Castro verfasste, in dem er den Preis für Orangen auf Kuba diskutierte.

Wer sich über sein Essen Gedanken macht oder Dörries Buch liest, um eigene Erinnerungs-oder Assoziationsketten in Gang zu setzen, lernt etwas über die Welt, in der wir leben, und über sich selbst: wieso rührt einen die Erinnerung an die (typisch bayerische) „suetschendätschi“ der eigenen Mutter 30 Jahre später zu bitteren Tränen? Warum horten Menschen in Krisenzeiten vermehrt Mehl und Hefe? Was hat der mexikanische Drogenhandel mit Avocados zu tun? Wieviel Liter Wasser benötigt ein Kilo Rindfleisch? (16.000) Und ein Kilo Kaffee? (19.000) Und wie kann, in Anbetracht dieser Zahlen, ein Mensch, der versucht, den Planeten mit seiner Existenz nicht stärker zu belasten als notwendigerweise nötig, belächelt, oder, schlimmer, ignoriert werden in seiner Forderung nach Taten in Form von Gesetzen?

„Vor dreißig Jahren“, schreibt Doris Dörrie, „gab eine Kuh etwa 2.800 Liter Milch im Jahr, jetzt sind es durchschnittlich fast 10.000.“ Heute hielten Landwirte ihre Kühe in Dauerschwangerschaft (nur eine Kuh, die kalbt, gibt Milch), damit sie genügend Milch produzierten, und exportierten jene Milch anschließend als Milchpulver, was wiederum die Milchwirtschaft in anderen Ländern ruinierte.

„Warum also“, fragt sich die Autorin, „fällt es mir so schwer, radikal umzusetzen, was ich doch eigentlich begriffen habe?“ Eine Frage, die wir uns in unterschiedlicher Form zu unterschiedlichen Zeiten wohl alle schon mal gestellt haben: Wieso esse ich noch Fleisch oder Ei oder Fisch, warum trinke ich Milch, warum kaufe ich diese oder jene Marke, wo ich doch weiß um die realen Bedingungen der Fleischerzeugung, des Fischfangs, in Mastbetrieben, in ausgebeuteten Ländern?

Möglicherweise weil der Mensch, wie Orwell es ausdrückte, gut sein will, im Großen und Ganzen, „aber nicht allzu sehr und auch nicht immer“. *Marielle Kreienborg*

Doris Dörrie: „Die Welt auf dem Teller“. Diogenes Verlag, Zürich 2020, 208 Seiten, 22 Euro

Verbrannte Haut in der Shockdown-Welt, die Enten, das Schlachthaus, ein Manifest muss her, doch wer bestimmt das Leben, Abhängigkeit, die Farbe des Lebens ist rot, eine Armee, ein Sturm, die Geschichte ist noch immer da

Wie die Neue Rechte Geschichte umdeutet

Wenn es um Erfolg und Strategie der AfD geht, wird meist über ihre rassistische, muslim- und flüchtlingsfeindliche Ideologie gesprochen, möglicherweise noch über Sexismus. Viel zu wenig aber wird beleuchtet, welche Rolle die Geschichtspolitik für die AfD und auch für andere radikal rechten Parteien in Europa spielt. Dabei ist die Umdeutung der Geschichte zentraler Baustein in der Strategie der Neuen Rechten. Dieses Themas hat sich jetzt ein schmales Buch angenommen, das die Historikerin Claudia C. Gatzka und der Politikwissenschaftler Andreas Audretsch herausgegeben haben.

Darin werfen sie und die anderen Autor:innen zunächst einen Blick auf drei konkrete Beispiele nationaler Geschichtsumdeutungen: wie die AfD versucht, den Nationalsozialismus auszublenden und 1968 zum eigentlichen Kulturbruch zu erklären. Wie die Lega in Italien sich bemüht, den 25. April, den Tag der Befreiung vom Faschismus und der deutschen Besatzung, umzudeuten. Und wie Fidesz in Ungarn sich den Aufstand von 1956 aneignen will.

In einem zweiten Teil werden dann die Themen Frauenrechte, Demokratie, Religion und die Coronapandemie als zentrale Themen rechter Geschichtsumdeutung analysiert. Das ist nicht immer neu, aber durchaus lesenswert.

Das Ende bildet ein Aufruf, den die Historikerin Hedwig Richter und Paul Jürgensen, der bei dem Berliner Think Tank „Progressives Zentrum", arbeitet, verfasst haben. Sie appellieren an Politik und Zivilgesellschaft, aber auch an die Geschichtswissenschaft selbst, mehr Verantwortung zu übernehmen. Das Buch ist Analyse und Aufruf zugleich: Dafür, sich dem Missbrauch der Geschichte entgegenzustellen.

Sabine am Orde

Andreas Audretsch/Claudia C. Gatzka (Hg.): „Schleichend an die Macht. Wie die Neue Rechte Geschichte instrumentalisiert, um Deutungshoheit über unsere Zukunft zu erlangen". Dietz Verlag, Berlin 2020, 140 S., 14,90 Euro

Die Reservearmee ist noch nicht Geschichte

Die Journalistin Anna Mayr fragt in ihrem Buch „Die Elenden", warum eine Gesellschaft Armut braucht. Ihre Antwort lautet: „Der Kapitalismus braucht den Arbeitslosen als Ressource. Die Bourgeoisie braucht die Ideologien über den Arbeitslosen, die Klischees, die RTL-Nachmittagssendungen, um sich ihrer selbst zu versichern. Der Arbeitslose bestätigt den Sinn der Arbeit."

Mayr beschreibt anschaulich und gut lesbar, wie Arbeitslose in allen gesellschaftlichen Bereichen ausgegrenzt werden und welche körperlichen, ökonomischen und kulturellen Nachteile für sie daraus entstehen. Dabei lässt sich auch ihre eigenen Erfahrungen als Kind einer „armen Familie" einfließen und vergisst dabei nie – im Gegensatz zu eher darstellenden Büchern wie Christian Barons „Ein Mann seiner Klasse" – die Betonung der gesellschaftlichen Notwendigkeit von Armut und Arbeitslosigkeit.

Wer sich bei diesem Gedanken an Karl Marx erinnert, hat recht. Bereits 1867 schrieb dieser im „Kapital": „Die Überarbeit des beschäftigten Teils der Arbeiterklasse schwellt die Reihen ihrer Reserve, während umgekehrt der vermehrte Druck, den die letztere durch ihre Konkurrenz auf die erstere ausübt, diese zur Überarbeit und Unterwerfung unter die Diktate des Kapitals zwingt." Mayr erwähnt dies jedoch nicht. Dieses über 150 Jahre alte Wissen von der „industriellen Reservearmee" hätte Mayrs aufrührendem und thesenstarkem Buch nicht geschadet und ihm nichts von seiner Bedeutung und Aktualität genommen.

Christopher Wimmer

Anna Mayr: „Die Elenden". Hanser Verlag, Berlin 2020, 208 S., 20 Euro

Menschen und Hunde und ihre Gefühle

An Büchern über Hunde ist kein Mangel. Nun hat der renommierte Münchner Evolutionsforscher Josef Reichholf auch ein Buch über Hunde veröffentlicht: „Der Hund und sein Mensch. Wie der Wolf sich und uns domestizierte".

Die Selbstdomestizierung der Wölfe, die sich nach zigtausend Jahren in Hunde und Wölfe teilten, genetisch unterschieden, das zu beweisen, auch gegen die anderen Theorien und rührenden Ursprungsmythen: wie der Mensch auf den Hund kam oder umgekehrt – das macht den Hauptteil des Hundebuches von Reichholf aus, aber diese evolutionäre, objektivistische Sicht wird von ihm mit eigener Erfahrung angereichert, wie auch schon in seinem Rabenbuch (2009) und zuletzt in seinem Eichhörnchen-Buch (2019).

Es ist fast ein Strickmuster. Man hat den Münchner Wissenschaftler dafür zur Ordnung gerufen: Anekdoten sind pfui! In seinem Hundebuch nun verteidigt er sich gegen die Kritik des „zu viel an persönlicher Anteilnahme". Diese besteht darin, dass Reichholf gleich zu Beginn erinnerungsmächtig, aber von Verhaltensforschung geprägt über seine erste Hundeerfahrung erzählt, da war er noch ein Kind.

Gegen Schluss folgt noch eine lange Geschichte über den letzten Hund, den seine Frau und er besaßen. Seine Frau, Miki Samamoto, hatte zuvor in ihrem Buch „Eintauchen in den Wald" (2019) von den Spaziergängen mit dem Hund erzählt. Im Hundebuch schreibt Reichholf: „der alte Einwand, wir dürften einem Tier nicht die Gefühle eines Menschen unterstellen, zieht nicht mehr."

Dabei ist er durchaus vorsichtig bei seinen Deutungen der Lebensäußerungen von zwei Hunden, die er näher kennenlernen konnte und die wesentlich mit dazu beitrugen, dass er heute sagen kann: „Wir sind auf dem Weg, empathisch(er) zu werden, jedoch noch lange nicht am Ziel." Darum geht es im Hundebuch. *Helmut Höge*

Josef H. Reichholf: „Der Hund und sein Mensch". Hanser Verlag, München 2020, 224 S., 22 Euro

Und jetzt ein Sturm auf die Schlachthäuser

Wenn sich die moralische Integrität einer Gesellschaft im Umgang mit den Schwächsten offenbart, dann ist es nach Meinung Corine Pelluchons derzeit nicht allzu gut um unser Gewissen bestellt. Denn wie kann eine humanistisch gesinnte Wertegesellschaft derart grausame Praktiken in Schlachthäusern und Tierfabriken tolerieren, wie wir sie verstärkt in den Medien wahrnehmen?

Für die Philosophin Pelluchon steht fest, dass wir zu lange weggesehen und sich in unserem Umgang mit den Tieren alte Formen der Sklaverei erneut bemerkbar gemacht haben. „Obwohl diese Gewalttaten nicht dieselben Ursachen haben und nicht dieselben Lebewesen treffen, haben sie doch eines gemeinsam: Sie verraten einen [...] hemmungslosen Mangel an Achtung vor dem Leben." Solcherlei Feststellungen mögen manch einem radikal anmuten, falsch sind sie jedoch nicht. Wie zahlreiche Tierethiker der vergangenen Dekaden – von Donna Harraway bis hin zu Friederike Schmitz – betonen, lässt sich die lange Zeit behauptete strikte Grenzziehung zwischen Humanum und Animalum so kaum noch aufrechterhalten, zumal wir doch den sogenannten Nutztieren in unseren Bedürfnissen nach Freiheit und Empathie näher sind, als wir glauben.

Was also tun? Vor der fernen Vision einer tierleidfreien Kultur versprechen aus Sicht Pelluchons auch kleine Schritte Erfolg. Verbote von unnötigen Gewaltexzessen, etwa bei „Hetzjagden", empfindlichere Strafen bei Verstößen gegen Tierschutzgesetze sowie eine bessere Sensibilisierung über die Bedürfnisse unserer vierbeinigen Gefährten in Schulen sowie der Ermittlungsbehörden sind sinnvoll – all dies bietet die Grundlage für eine Systemrevolution. Zuspitzung und Verve prägen das „Manifest für die Tiere", das wie alle Tierrechtstheorien Kontroversen hervorrufen dürfte. Aber anders wäre es auch keine so dringend nötige Utopie.

Björn Hayer

Corine Pelluchon: „Manifest für die Tiere". Aus dem Französischen von Michael Bischoff. C.H. Beck Verlag, München 2020, 125 S., 12 Euro

Anzeige

Denn sie wissen, was sie tun

Von einsamen Wölfen und ihren Rudeln
Zum sozialen Phänomen des Einzeltäters

Doppelheft 4–5/2020
168 Seiten | Print 22 € | E-Journal 15 €

Den *Mittelweg 36* kennenlernen und regelmäßig lesen:
– Mini-Abo (3 fortl. Ausg.) **25 €** (Print) | **18 €** (Digital)
– Nachwuchs-Abo (6 fortl. Ausg.) **40 €** (Print) | **35 €** (Digital)
– Jahres-Abo (6 fortl. Ausg.) **56 €** (Print) | **40 €** (Digital)

Mittelweg 36
Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

www.mittelweg36.de

„Wir beobachten einen neuen Typus der Mobilisierung“

Gegenwärtig sehen wir Proteste, die sich nicht auf die materielle Umverteilung, sondern auf das Leben selbst beziehen. Die Philosophin Eva von Redecker hat sie analysiert

Interview von **Tom Wohlfarth**

Ein neuer Aktivismus ist in der Welt
Foto: Luke Sharrett/The New York Times/laif

literataz: Frau Redecker, Ihr neues Buch „Revolution für das Leben“ trägt den Untertitel „Philosophie der neuen Protestformen“. Warum braucht der neue Aktivismus, etwa von Fridays for Future, eine Philosophie? Wären Pamphlete, Petitionen und Flugblätter nicht zielführender?

Eva von Redecker: Zielführender vielleicht. Aber ich habe das Buch ja nicht geschrieben, um ganz bestimmte Forderungen zu platzieren oder Leute davon zu überzeugen, sich einer speziellen Protestform anzuschließen, sondern als Deutungsversuch. Und meine Beobachtung ist, dass die Theorie des Wandels und Widerstands momentan der Praxis etwas hinterherhinkt. Ob die Praxis sich dann in meiner Theorie wiederfinden kann, muss sich erst noch zeigen. Aber zu meinem Verständnis von Kritischer Theorie gehört, an der Selbstreflexion von Bewegungen teilzunehmen. In dem Buch versuche ich, gewisse bisher so nicht artikulierte Gemeinsamkeiten zwischen den Bewegungen aufzudecken und damit auch einige unproduktive Konfrontationen zwischen ihnen ausräumen zu helfen.

Was ist das Neue und Besondere dieser neuen Protestformen?

Ich formuliere in dem Buch ja die starke These, dass wir gerade einen neuen Typus der Mobilisierung beobachten, in dem es zwar auch um materielle Umverteilung und Bürgerrechte geht, aber in dem die Kategorie des Lebens die eigentliche Grundlage bildet. Zum einen, weil durch die Erderwärmung das Leben auf diesem Planeten tatsächlich so sehr zur Disposition steht wie noch nie zuvor, auch nicht durch die atomare Bedrohung. Zum anderen, weil sich momentan sehr viele Befreiungsbewegungen auf die Kategorie des Lebens berufen. Am ausdrücklichsten tut das derzeit sicher Black Lives Matter – aber das Motiv findet sich auch im Kampf gegen Frauenmorde in Südamerika, Ni Una Menos (mit dem Slogan „Wir wollen uns lebendig“), oder im indigenen Widerstand, etwa gegen die Dakota Pipeline in den USA („Wasser ist Leben“).

Und gehören die Coronademos auch dazu?

Mir ist sehr bewusst, dass man mit der Kategorie des Lebens auch reaktionär mobilisieren kann, sogar faschistisch. Wo progressive Bewegungen sich auf eine Vorstellung von Leben als solidarisch, frei und verbunden beziehen, agieren andere im Sinne dessen, was ich das eingehegte oder auch gepanzerte Leben nenne: ein Verständnis seiner Freiheit als Besitztum, das es wüst gegen externe Beweggründe zu verteidigen gilt. Sei es, Masken zu tragen oder zum Schutz Schwächerer zu Hause zu bleiben – das erscheint dann alles nur noch als Einschränkung anstatt als Form des Miteinanders.

Sie sprechen ganz bewusst von Revolution im Gegensatz zu Reformen. Was für einen Begriff von Revolution verwenden Sie? Laufen radikale Umstürze nicht immer Gefahr, in Gewalt umzuschlagen?

Ich glaube, unsere gesamte Zivilisation läuft immer Gefahr, in Gewalt umzuschlagen und tut das auch zuverlässig, aber Revolutionen haben nichtsdestotrotz eine besonders heikle Bilanz. Ich vertrete deshalb einen eher prozessualen Revolutionsbegriff, der den Unterschied zur Reform gerade nicht an der Geschwindigkeit der Veränderung festmacht, sondern an ihrem Horizont. Wenn wir unser Zusammenleben wirklich lebendig, glücklich, frei gestalten wollen, muss sich beinah alles daran ändern. Es reicht nicht, die kapitalistische Produktion (alt-)sozialistisch „nur“ in proletarische Hände zu legen, sondern wir müssen ganz anders zu produzieren lernen.

Was muss geschehen, damit die Revolution für das Leben, wie Sie sie nennen, gelingt? Und für wie realistisch halten Sie das?

Ich glaube, dass sie stellenweise schon gelingt. Wenn ich recht habe mit meiner Analyse des Kapitalismus als einer solch grundlegenden Art, unsere Gesellschaft mit Mitteln der Unterwerfung, Spaltung und Destruktion zu organisieren, muss man sich ja über jeden Zwischenbereich, in dem verbundenes, zärtliches Leben herrscht, freuen. Und ohne dass Menschen ständig auch ihren basalen solidarischen Neigungen nachgingen, wäre das System ja schon längst zerbrochen. Was ein wirkliches Gelingen angeht darin, diesen Destruktionszusammenhang umzukrempeln, macht es mir Hoffnung, dass ich Bewegungen beobachte, die das offensichtlich überhaupt für möglich halten – aber wahrscheinlich ist der Erfolg wahrhaftig nicht. Trotzdem können wir als erzählende Tiere gar nicht anders, als uns auch glückende Geschichten über uns zu erzählen und auf der Suche nach neuen Zusammenhängen zu sein.

Unsere Gegenwart ist sehr dramatisch. Anstatt uns mit der Frage eines sinnvollen Lebens zu beschäftigen, hecheln wir vielleicht gerade eher den Ereignissen hinterher.

Auf eine Art bin ich auch dankbar, in so dramatischen Zeiten zu leben und versuchen zu können, zusammen mit anderen, die das noch viel vehementer tun, für die Rettung zu arbeiten. Und es wäre dann kein Fehler, wenn es nicht klappt. Sondern der Fehler wäre, es nicht zu versuchen.

Matthias Quent: „Rechtsextremismus. 33 Fragen, 33 Antworten. Piper Verlag, München 2020, 128 Seiten, 10 Euro

Eva von Redecker, geboren 1982, ist Philosophin. Sie arbeitet derzeit an einem Forschungsprojekt zum autoritären Charakter und ist freischaffend publizistisch tätig.

Das Buch: „Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2020, 320 S., 23 Euro

Ein braunes Panorama

Der Soziologe Matthias Quent veröffentlicht ein neues Buch zum Rechtsextremismus und kommt zu beunruhigenden Befunden

Von **Konrad Litschko**

Es sieht nicht gut aus. Rechtsterroristische Attentate in Hanau, Halle und auf Walter Lübcke, antisemitische Verschwörungstheorien, eine sich radikalisierende AfD, Rechtsextreme in den Sicherheitsbehörden. Der Soziologe Matthias Quent liefert dazu nun, nach seinem Bestseller „Deutschland rechts außen“ (2019), wieder ein Buch der Stunde. Diesmal kompakt und auch aufs Grundlagenwissen zielend: „33 Fragen, 33 Antworten – Rechtsextremismus“. Schritt für Schritt dekliniert der Direktor des Thüringer Instituts für Demokratie und Zivilgesellschaft darin die aktuellen Phänomene des Rechtsextremismus durch und präsentiert so ein beunruhigendes Panorama. Die Rechtsterrorgefahr bleibe virulent. Die rechtsextreme Szene erfahre durch die Digitalisierung eine neue Stufe der Vernetzung und Dynamik. In der Coronakrise suchten Neonazis wieder Raumgewinn, säten Misstrauen gegen die Demokratie.

KommunalpolitikerInnen stünden als „Volksverräter“ im Visier. Und auch in den Sicherheitsbehörden könne bei rechtsextremen Vorfällen „von Einzelfällen keine Rede mehr sein“. Vor allem aber, so Quent, verfüge die Szene mit der AfD heute über eine Struktur, die bundesweit verankert sei und längst „ein Sammelbecken für diverse rechtsextremistische Strömungen“ bilde. Der Experte hält die Partei für eine der größten Gefahren: Sie greife mit einer „programmatischen Schärfe und Intensität die Demokratie an, die erschreckend ist“. Und sie habe, nach der Euro- und Migrationspolitik, bereits ein neues Feld für sich entdeckt: das Klimawandelleugnen.

Gleichzeitig legt die AfD für Quent auch offen, wie sehr der Rechtsextremismus kein Randphänomen der Gesellschaft ist. Längst seien auch in der Mitte Vorstellungen von Ungleichwertigkeit verankert, etwa wenn es um Geflüchtete, Muslime oder Sinti und Roma gehe. Nur sei dies „weitgehend ignoriert“ worden. Dies zeigt für Quent auch ein Zweites: Neu sind die rechtsextremen Erscheinungen nicht. Quent verweist auf Wehrsportgruppen und die Neue Rechte, die sich seit Jahrzehnten organisieren, auf eine „blutige Tradition“ des Rechtsterrorismus, der bereits vor 40 Jahren etwa das Münchner Oktoberfest traf. „Der Rechtsextremismus war nie weg.“

Und dennoch vermittelt Quent auch Hoffnung. Denn der Parlamentarismus sei heute stabil, die Zivilgesellschaft wehrhaft. Die Mehrheit der Gesellschaft lehne den Rechtsextremismus entschieden ab. Nie sei das Wissen über die Gefahren für die Demokratie so groß gewesen wie heute. Dass so viele rechtsextreme Vorfälle aufgedeckt würden, sei auch dem genaueren Hinschauen geschuldet. Quents Appell: Den Druck hier hochhalten. Betroffene von rechter Gewalt und ihre Initiativen stärken. Und Gegennarrative etablieren: die von Gleichheit, Freiheit und Solidarität.

taz talk meets Buchmesse
taz.de/talk 12. – 16. Oktober
Alle Veranstaltungen werden gestreamt.

MONTAG, 12. OKTOBER
19:00 BUCHVORSTELLUNG
Jakob Hein hat das vielleicht menschenfreundlichste Buch der Saison verfasst: **„Hypochonder leben länger und andere gute Nachrichten aus meiner psychiatrischen Praxis“** (Verlag Kiepenheuer und Witsch). Der Berliner Mediziner liest aus diesem Werk – und stellt sich allen Fragen.
Moderation: Jan Feddersen

DIENSTAG, 13. OKTOBER
19:00 BUCHVORSTELLUNG
Als Kind schämt sie sich. Am „Hallo“ ihres Vaters erkennt jeder, dass er kein Deutscher ist. Neben der bleiernen Höflichkeit, mit der sich das fremde Mädchen konfrontiert sieht, muss es immer wieder Schläge einstecken. **Anna Prizkau** spricht über ihr Erzähldebüt **„Fast ein neues Leben“** (Verlag Matthes & Seitz).
Moderation: Ulrich Gutmair

MITTWOCH, 14. OKTOBER
19:00 BUCHVORSTELLUNG
Ronya Othmann, 1993 geboren, preisgekrönte Schriftstellerin aus dem Bayerischen, macht mit ihrem Buch, Titel: **„Die Sommer“** (Hanser Verlag), Furore: Eine klare Stimme einer neuen literarischen Generation – der Roman der Saison.
Moderation: Jan Feddersen

DONNERSTAG, 15. OKTOBER LIVESTREAM ONLY taz.de/talk
17:00 GESPRÄCH
Die Debatte um „Cancel Culture“ bewegt das gesamte politische Spektrum und schlägt in den sozialen Netzwerken hohe Wellen. **Eva Berendsen** und **Meron Mendel** sprechen mit den taz-Redakteuren **Jan Feddersen** und **Manu Schubert** über ihren Sammelband „Trigger Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen“ (Verbrecher Verlag).

19:00 BUCHVORSTELLUNG
Eine doppelte Buchvorstellung mit **Ijoma Mangold: „Der innere Stammtisch“** (Rowohlt 2020) und mit **Marko Martin: „Die verdrängte Zeit“** (Klett Cotta 2020). Mit Gespräch über Identitäten, Affekte, Ost und West, Literatur und Politik.
Moderation: Doris Akrap

FREITAG, 16. OKTOBER LIVESTREAM ONLY taz.de/talk
17:00 BUCHVORSTELLUNG
Die sozialen Medien als Motor des Rechtsextremismus und die Techniken rechter Propaganda. Ein Gespräch mit **Holger Marcks** und **Maik Fielitz** über **„Digitaler Faschismus“** (Dudenverlag).
Moderation: Doris Akrap

taz-Kantine, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Eintritt gegen Spende. Teilnehmerzahl begrenzt.
Anmeldung erforderlich: anmelden@taz.de

1998, Amartya Sen hat gerade erfahren, dass er den Nobelpreis erhält Foto: epa/afp/Abrams/picture alliance

Der Feminist

Amartya Sen hat die Wohlfahrtsökonomie revolutioniert und in seinen ökonomischen Berechnungen die soziale Realität der Menschen nie ausgeblendet. Am 18. Oktober wird ihm für seine Verdienste der renommierte Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen

Von **Ulrike Herrmann**

Der indische Ökonom Amartya Sen ist einer der wichtigsten Denker weltweit. Er hat 1998 den Nobelpreis für Wirtschaft erhalten und bereits mehr als hundert Ehrendoktortitel eingesammelt. Wer ihn ehrt, macht also nichts falsch. Am 18. Oktober wird ihm nun der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen, der mit 25.000 Euro dotiert ist.

Der 86-jährige Sen stammt aus der intellektuellen Elite seines Landes. Der Vater war Chemieprofessor, der Großvater mütterlicherseits ein Experte für Sanskrit sowie die antike und mittelalterliche Kultur Indiens. Selbstironisch schrieb Sen später: „Ich wurde auf dem Campus einer Universität geboren und habe mein ganzes Leben auf dem einen oder anderen Campus verbracht.“ Sen kam in Shantiniketan im Nordosten Indiens zur Welt, wo der bengalische Poet und Literaturnobelpreisträger Rabindranath Tagore ein eigenes Internat mit Universität gegründet hatte. Sens Großvater gehörte zu den Lehrkräften, und es war Tagore, der vorschlug, den Neugeborenen doch Amartya zu nennen, was auf Bengalisch „unsterblich“ bedeutet.

In Shantiniketan erlebte Sen die Hungersnot von 1943 mit, bei der zwei bis drei Millionen Bengalen umkamen. Diese Erinnerung hat ihn nie wieder losgelassen und sollte sein späteres Werk stark prägen. Denn schon dem Kind Amartya fiel auf, dass nur die Ärmsten starben. In seinem Internat oder unter den Verwandten hungerte niemand. Für die Eliten war es mühelos möglich, sich die nötigen Nahrungsmittel zu beschaffen. Selbst die untere Mittelschicht blieb verschont, wie Sen beobachtete. Die Katastrophe traf nur die landlosen Tagelöhner. Warum?, fragte sich der Zehnjährige.

Für Sen stand früh fest, dass er Ökonomie studieren wollte. Zunächst machte er einen Abschluss in Kalkutta und wechselte dann 1953 nach Cambridge. Dort geriet er in die wahrscheinlich wichtigste intellektuelle Auseinandersetzung, die die Volkswirtschaftslehre jemals erlebt hat: John Maynard Keynes war bereits tot, aber viele seiner Schüler lehrten noch in Cambridge. Diese Keynesianer lieferten sich eine heftige Fehde mit den „Marginalisten“, also mit den Neoliberalen, die ebenfalls zum Teil in Cambridge unterrichteten. Sen fand diese theoretischen Fehden furchtbar. Auf die jeweiligen Argumente ließ er sich gar nicht erst ein – ihm war der militante Habitus in den Diskussionen zuwider. Er zog sich ins Trinity College zurück, wo friedvolle Ruhe herrschte, da die wichtigsten Kombattanten in anderen Colleges zu Hause waren.

Es sollte allerdings nicht folgenlos bleiben, dass Sen sich niemals intensiv mit dem Keynesianismus beschäftigt hat. Instinktiv schwenkte er auf die sogenannte Mikroökonomie ein, die von den Präferenzen des Individuums ausgeht – sich aber um das große Ganze der Volkswirtschaft nicht kümmert. Makroökonomische Themen wie Vollbeschäftigung, Geldschöpfung oder Devisenspekulation kommen bei Sen nicht vor. Ihn beschäftigt die „Wohlfahrtsökonomie“: Sie erforscht, wie der vorhandene Wohlstand verteilt wird und welche Kriterien gerecht wären. Aber wie dieser Wohlstand überhaupt entsteht, dazu kann Sen nichts sagen. Das ist keine Kritik. Nicht jeder Volkswirt kann sich um alle Themen kümmern.

Sen hat die Wohlfahrtsökonomie revolutioniert. Vorher war sie ein steriles Fach, das sich mit purer mathematischer Logik befasste. Sen hat daraus eine pulsierende, lebensnahe Disziplin gemacht – und zugleich viele Annahmen der Neoliberalen pulverisiert.

Zunächst widmete sich Sen der Frage, wie eine demokratische Gesellschaft überhaupt zu Entscheidungen gelangen kann, die die Interessen aller Bürger berücksichtigen. Das theoretische Problem war so schlicht wie fundamental: Es schien gar keine Möglichkeit zu geben, die Präferenzen der einzelnen Personen zu vergleichen und zu gewichten. Schließlich ist jeder Mensch anders. Wie sich mathematisch zeigen ließ, spiegeln selbst Mehrheitsentscheidungen nicht unbedingt die Wünsche der Mehrheit wider.

Sen ließ es keine Ruhe, dass die Demokratie so willkürlich wirkte. Im ersten Schritt ging er das Thema theoretisch an – indem er axiomatisch untersuchte, über welche Daten man überhaupt verfügen muss, um die Gerechtigkeit einer Gesellschaft zu beurteilen. Sen verband Mathematik, Wirtschaft und Philosophie miteinander.

Damit knüpfte er an eine alte Tradition an: Auch die Gründungsväter der Ökonomie waren häufig zugleich Philosophen gewesen. Dies galt für Liberale wie Adam Smith und John Stuart Mill genauso wie für Sozialisten wie Karl Marx. Erst in den vergangenen Jahrzehnten haben die meisten Mainstream-Ökonomen den Irrglauben entwickelt, sie würden eine Art Naturwissenschaft wie die Physik betreiben. Diesen neoliberalen Unsinn hat Sen korrigiert, indem er die soziale Realität akribisch untersucht hat.

Sen wollte wissen, wie Hunger entsteht – und wie man Armut messen kann. Man kann auch sagen: Sen wollte seine Heimat verstehen. Bis heute ist Sen ausschließlich indischer Staatsbürger, obwohl er die meiste Zeit an Elite-Universitäten in Großbritannien und den USA gelehrt hat. Doch Bürger eines anderen Landes wollte Sen nie werden. Hungersnöte galten lange als „Naturkatastrophen“. Es wurde angenommen, dass schlicht nicht genug Nahrung vorhanden sei, um alle Menschen zu versorgen.

Diese Sicht ist falsch, wie Sen gezeigt hat. Er untersuchte diverse Hungersnöte in Afrika und Asien und konnte nachweisen, dass es meist genug zu essen gab – die Nahrung aber falsch verteilt war. Der „Markt“ hatte also versagt, und der Staat hätte eingreifen müssen. Sen hat damit die neoliberale Grundannahme zertrümmert, dass das freie Unternehmertum stets ein Segen ist.

Wirtschaft ist nie Selbstzweck, sondern soll ein gutes Leben ermöglichen. Daher reicht es nicht, einfach nur die Wirtschaftsleistung eines Landes zu messen. Entscheidend ist, wie der Wohlstand verwendet wird. Sen wurde deshalb von der UN beauftragt, einen neuen Human Development Index zu erstellen, und er entwickelte den „Befähigungsansatz“: Damit Menschen ihre Potenziale ausleben können, müssen sie unter anderem gesund sein und Zugang zu Bildung haben.

Sens Befähigungsansatz ist bereits ein guter Indikator, wie gerecht eine Gesellschaft ist. Dennoch wollte Sen es noch genauer wissen und hat zudem einen Index entwickelt, der explizit die Verteilung von Einkommen und Vermögen berücksichtigt – den Inequality Adjusted Human Development Index. Sens Indices haben ihn endgültig berühmt gemacht: Sie werden heute weltweit und von allen wichtigen internationalen Institutionen benutzt.

Sen selbst war es stets ein wenig peinlich, dass vor allem er als Urheber der Indices gilt, denn er hat sie gemeinsam mit der amerikanischen Philosophin Martha Nussbaum entwickelt – und dies auch immer betont. „Es gab einen richtigen Wettstreit zwischen den beiden, wer dem anderen mehr zuschreibt und mehr dankt“, erzählt SPD-Gesundheitsexperte Karl Lauterbach, der bei Sen in Harvard promoviert hat. „So etwas hatte ich noch nie erlebt.“

Sen bezeichnet sich als „Feminist“ und hat die Benachteiligung der Frauen intensiv erforscht. Bahnbrechend war ein Aufsatz von 1990, in dem er vorrechnete, dass weltweit etwa 100 Millionen Frauen fehlen, unter anderem weil in Asien weibliche Föten gezielt abgetrieben werden. „Für mich war diese Studie sensationell“, sagt Lauterbach. „Wir Epidemiologen kämpfen mit enormem Aufwand um den Gewinn eines halben Lebensjahres bei einem 80-Jährigen in Deutschland oder den USA, aber gleichzeitig tolerieren wir ohne Wimpernzucken, dass 100 Millionen Frauen gar nicht erst entstehen.“

Sen ist auch insofern ein moderner Mann, als seine Ehefrauen ihm stets ebenbürtig waren. Zunächst war er mit der berühmten bengalischen Schriftstellerin Nabanita Dev verheiratet, mit der er zwei Töchter hatte. Es kam zur Scheidung, als Sen die italienische Ökonomin Eva Colorni kennenlernte, die „großen Einfluss“ auf sein Denken ausübte. Mit ihr hatte er eine weitere Tochter und einen Sohn, die noch Kinder waren, als ihre Mutter an Magenkrebs starb. Inzwischen ist Sen mit der britischen Wirtschaftshistorikerin Emma Rothschild verheiratet, die ebenfalls in Harvard lehrt.

Sen wird nicht nach Frankfurt am Main kommen, um den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels persönlich entgegenzunehmen, sondern in Harvard bleiben. Offizielle Begründung: Corona.

Neue Bücher

„Identität und Gewalt“. Übers. von F. Griese. C. H. Beck Verlag, München 2020, 224 S., 14 Euro

„Die Welt teilen. Sechs Lektionen über Gerechtigkeit“. C. H. Beck Verlag, München 2020, 12 Euro

„Rationale Dummköpfe“. Übers. von V. Gföhler. Reclam Verlag, Stuttgart 2020, 72 S., 6 Euro

„Elemente einer Theorie der Menschenrechte“. Übers. von U. Kruse-Ebeling. Reclam Verlag, Stuttgart 2020, 122 S., 12 Euro

Anzeige

Neuerscheinung

Stichworte zur Zeit

Ein Glossar

Die Heinrich-Böll-Stiftung befragt vierzig Jahre nach den berühmten »Stichworten zur geistigen Situation der Zeit« Intellektuelle zu zentralen gesellschafts- und kulturdiagnostischen Stichworten unserer Zeit. Mit Beiträgen von

Andreas Reckwitz, Nora Bossong, Rainer Forst, Herlinde Koelbl, Hartmut Rosa, Christina von Braun, Volker Weiß, Rahel Jaeggi und Joachim Radkau u.a.

Hrsg. Heinrich-Böll-Stiftung, Transcript Verlag, Okt. 2020, 352 S., 19,50 Euro

boell.de/publikationen

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

Anzeige

In Sätzen träumen

Vor siebzig Jahren schrieb Josepha Mendels über ein Mädchen, das Schriftstellerin werden will. Eine Entdeckung

Offene Thematisierung von Sexualität: Josepha Mendels Foto: Erben Josepha Mendels/ Verlag Klaus Wagenbach

Von **Carola Ebeling**

Ein elfjähriges Mädchen, das für die Zukunft plant, ein sehr netter Mann zu werden, sich dann allerdings den Kopf darüber zerbrechen muss, dass der „Beruf Mutter“ wohl nicht in Frage komme – schon dieser Gedankengang kennzeichnet die Eigenwilligkeit des Kindes, das im Mittelpunkt eines Debüts steht, das die deutschen Leser*innen mit unglaublicher Verspätung erreicht: 1947 erschien der Roman „Rolien & Ralien“ der niederländischen Schriftstellerin Josepha Mendels.

Dem Wagenbach Verlag ist die Entdeckung der auch in den Niederlanden zwischenzeitlich in Vergessenheit geratenen Autorin hierzulande zu verdanken. Vor zwei Jahren publizierte er bereits „Du wusstest es doch“, eine Liebesgeschichte im Exil.

Unkonventionell wie ihre Protagonistin namens Rolien war auch die 1902 geborene Mendels selbst, die in einer jüdisch-orthodoxen Familie aufwuchs. In den 30er-Jahren ging sie nach Paris, um dort als Journalistin zu arbeiten. Sie flüchtete vor den Nazis ins Londoner Exil, wo sie bei einem Nachrichtendienst angestellt war, lebte und arbeitete ab 1945 erneut in Paris. Die Ehe lehnte sie ab, mit 46 Jahren bekam sie einen Sohn, den sie alleine aufzog. Erst spät ging sie zurück in die Niederlande, wo sie 1995 starb.

Roliens Kindheit und Jugend tragen Züge ihrer eigenen Erfahrungen, die sie in einem 1950 erschienenen autobiografischen Roman beschrieben hat. Mendels Debüt ist eine Art zweigeteilter Entwicklungsroman: Im „Ersten Buch“ geht es um das Kind, das zur Jugendlichen wird; das „Zweite Buch“ erzählt aus der Perspektive der 20-Jährigen, die nach Paris geht, um zu schreiben.

Rolien ist eine Außenseiterin, ein überaus fantasiebegabtes Mädchen, das sich seinen Puppen mit der gleichen Leidenschaft widmet wie schon bald darauf der Idee, Schriftstellerin zu werden. Ralien heißt ihre imaginierte Freundin, die auch ihre literarische Stimme ist: „‚Ich denke in Büchersprache.‘ Mit diesen Worten versucht sie ihrer Mutter diese Stimme zu erklären. ‚Wenn ich Doras Haare kämme, sagt jemand in mir: ‚Jetzt nahm sie den Kamm und kämmte das lange schwarze Ziegenhaar ihrer Lieblingspuppe. (…).‘ Ich fange schon an, in Sätzen zu träumen.‘“

Ralien ist eine ambivalente psychische Instanz, eine Verbündete, die Rolien aber auch zu Zwangsritualen treibt, etwa dreimal um einen Kirchturm zu laufen, um die von ihr bewunderte Lehrerin Clara Balto zu schützen. Mendels erzählt von dieser Spannung, indem ihre Erzählstimme meist ganz dicht an der Perspektive Roliens bleibt, darin kindlich-unbefangen ist. So erscheinen die Zwangshandlungen wie ein Spiel. Doch den Leser*innen erschließt sich in der offenherzigen Beschreibung die darunter liegende Problematik.

Die Entdeckung von Körperlichkeit und Sexualität ist ein weiteres Thema. Heftig ist die Zuneigung zur Lehrerin, doch einordnen kann die inzwischen etwa 13-jährige Rolien sie nicht. Diese Wahrnehmung im Übergang vom Kind zur Jugendlichen weiß die Autorin mit einem feinen Gespür für die Sinnlichkeit der Eindrücke zu beschreiben. Die angebotenen Kekse mit rosa Zuckerguss verwirren: „‚Schmecken sie dir nicht?‘, fragt Fräulein Balto. ‚Oh doch‘, sagt Rolien, und während sie sich vorbeugt und genüsslich mit der Zungenspitze über die glatte Zuckerschicht leckt, sieht sie im Aufschauen dasselbe sanfte Rosa auf den Wangen der Lehrerin.“

Mendels Ton ist oft heiter, voller Witz, doch nutzt sie die kindliche Perspektive immer wieder als Camouflage, um den Leser*innen entlarvende Beobachtungen zu vermitteln. Etwa wenn Rolien die Verhaltensweisen mehrerer Männer aus ihrem Umfeld – Lehrer, Bedienstete, Kollegen des Vaters – als unangenehm empfindet, das aber nicht erklären kann. Dem erwachsenen Blick offenbaren sich sexuelle (Beinahe-)Übergriffigkeiten. Einen expliziten Kommentar verkneift sich die Autorin, oft verrückt nur eine leichte, zugleich pointierte Ironie die Sicht.

Dass der Roman 1947 als „gefährliches Buch“ skandalisiert wurde, dürfte auch mit diesem entlarvenden Blick Mendels zu tun haben, mit dem sie auch die Mädchen und Frauen zugedachten Rollen zurückweist. Die junge Rolien geht in brüsker Ablehnung der Lebensweise ihrer Schwestern nach Paris. Ralien soll zurückbleiben, Mendels wechselt in die Ich-Perspektive und erzählt expliziter von sexuellen Erfahrungen.

Die sublime, dann offene Thematisierung von Sexualität und Körperlichkeit aus weiblicher Sicht wird ebenfalls Anstoß erregt haben. Und nicht zuletzt das Fazit, dass bei allem Hadern der Protagonistin die Abhängigkeit von einem Mann keine Alternative ist.

Josepha Mendels: „Rolien & Ralien“. Aus dem Niederländischen von Marlene Müller-Haas. Wagenbach, Berlin 2020, 192 Seiten, 22 Euro

Planvoll nach rechtsaußen

Die AfD radikalisiere sich zunehmend, heißt es. Doch wer treibt die Radikalisierung der Partei voran? Das Buch der Journalistin Eva Kienholz will Antworten geben

Von **David Begrich**

Sind die rhetorischen Ausfälle des vormaligen AfD-Sprechers Christian Lüth ein Skandal, oder doch nur ein weiteres Glied in der unendlichen Kette rechter Tabubrüche? Geht es um die AfD, vergeht keine Woche, in der nicht von Streit, Personalquerelen, Finanzskandalen und Ausflügen ihrer Funktions- und Mandatsträger in die Ideenwelt des Rechtsextremismus die Rede ist.

Die Namen Andreas Kalbitz, Björn Höcke und, etwas zurückliegend, Andre Poggenburg stehen für den Prozess der Verschiebung der Koordinaten der AfD von einer neoliberal-konservativen zu einer in weiten Teilen völkisch-nationalistischen Partei.

Treibende Kraft des seit Jahren andauernden Rechtstrends in der AfD: der „Flügel“, jene offiziell aufgelöste innerparteiliche Gesinnungsgemeinschaft, deren Aktivitäten sich nicht auf ein jährliches Sommerfest am Fuße des Kyffhäusers beschränkten, sondern vielmehr innerparteilich eine effiziente Macht-und Personalpolitik mit dem Ziel verfolgte, die AfD zu einer erfolgreichen Rechtspartei in Deutschland zu machen.

Den inzwischen aus der Partei ausgeschlossenen, aber der Brandenburger AfD-Fraktion noch angehörenden Andreas Kalbitz identifiziert die Autorin gemäß eines Bonmonts des Parteienforschers Franz Walter zu Recht als organisatorische „Effizienz“ des „Flügels“, während Björn Höcke sich als „Charismatiker“ in Szene setzt.

Im Reportagestil folgt die Autorin den Etappen der Rechtsverschiebung der AfD beginnend mit der sogenannten Erfurter Resolution, einer Erklärung von AfD Funktionären, die den Kurs der angeblichen Anpassung an den politischen Mainstream unter dem damaligen Parteichef Lucke kritisierte.

Im Zuge dessen nimmt das Buch das rechte Netzwerk um die AfD in den Blick. Die Kooperation von AfD-Leuten mit Vertretern der „Identitären“, zu denen eigentlich ein Unvereinbarkeitsbeschluss seitens der Partei besteht, wird ebenso beleuchtet, wie in die Strategie eines der Impulsgeber der Neuen Rechten, Götz Kubitschek, und seines „Instituts für Staatspolitik“ eingeführt wird.

Der Nachweis, dass sich die Radikalisierung der AfD im Dreieck zwischen Parlament, Pegida und neurechten Strategen vollzieht, ist schnell geführt. Doch in der Einschätzung des neurechten Milieus ist die Autorin inhaltlich nicht ganz trittfest. Etwa dort, wo sie das Schisma zwischen dem IfS-Mitgründer Karlheinz Weißmann und Götz Kubitschek damit begründet, Kubitschek habe das Koordinatensystem der Partei noch weiter nach rechts verschieben wollen.

Dass es das gesellschaftliche Umfeld ist, Stichwort Pegida und Sarrazin-Debatte, in dem die Radikalisierung der AfD auf Resonanz stößt, kommt in dem Buch zu kurz.

Zwar stellt die Autorin dar, dass die „Flügel“-Anhänger in erster Linie im Osten innerparteiliche Machtkämpfe gewinnen und die mediale Positionierung der AfD ins völkisch-nationalistische Lager aktiv vorantreiben. Weshalb dieser Ansatz aber im Osten vor dem Hintergrund einer gegenüber dem Westen erhöhten Zustimmungsbereitschaft zu rassistischen und autoritären Einstellungen funktioniert, wird nicht weiter erörtert.

Andreas Kalbitz und Björn Höcke widmet die Autorin jeweils eine biografische Skizze ihres politischen Werdegangs und dekonstruiert gekonnt deren Erzählungen vom weitgehend unpolitischen Menschen, den die politischen Zeitläufe zufällig in den politischen Betrieb gespült hätten.

Die Stärke des Buches liegt jedoch in der atmosphärisch dichten Beschreibung der „Flügel“-Treffen, die die Autorin besucht hat. Von der Wortwahl der Redner über die Seitengespräche mit den zumeist männlichen Teilnehmern bis zur nationalistischen Fahnendekoration und der Wiedergabe rassistischer Klischees, die bei der Anhängerschaft auf Zustimmung stoßen, wird deutlich, welche politischen Maßnahmen das rechte Milieu in und um die AfD durchsetzen würde, wenn sie die Machtmittel dazu in der Hand hielten.

Die Stärke liegt in der atmosphärisch dichten Beschreibung der „Flügel“-Treffen

Im zweiten Teil des Buches referiert die Autorin die Erkenntnisse, die sie aus Gesprächen mit ehemaligen AfD-Funktionären gewonnen hat, die im Machtkampf mit Vertretern des „Flügels“ unterlegen waren.

Dass Abgeordnete wie der Brandenburger Steffen Königer den Rechtskurs der AfD lange mittrugen, erwähnt die Autorin, führt dies jedoch nicht weiter aus. Das ist eine vertane Chance, die Dialektik der innerparteilichen Rechtsverschiebung der AfD zu verstehen. Ehemalige AfDler wie Königer argumentieren, sie hätten im innerparteilichen Konzert nur aus taktischen Gründen ebenfalls schrille rechte Töne angeschlagen.

Dass eben dieses Wechselspiel zwischen taktischer Provokation und aus Überzeugung vorgetragenen Tabubrüchen, wie bei Björn Höcke, nicht nur die Radikalisierung der AfD befördert, sondern maßgeblich zur Diskursverschiebung beigetragen hat, kommt im Buch zu kurz. Dass dem Band ein Literatur- und Quellenverzeichnis fehlt, ist dem Konzept eines Reportagebandes geschuldet. Ärgerlich ist es dennoch.

Dieses Buch bietet zwar keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse zur AfD und ihrer politischen Strategie. Mit seinen schlaglichtartigen Einblicken in die Dynamik einer Rechtspartei, von der viele meinen, sie sei bereits in der Krise, weil ihre Kernthemen gerade keine Konjunktur haben, ist es jedoch ein atmosphärisch dichter Report über einen rechtsautoritären Männerbund in Gestalt einer politischen Partei, die niemand unterschätzen sollte.

Eva Kienholz: „Ihr Kampf. Wie Höcke & Co die AfD radikalisieren“. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 2020, 160 Seiten, 16 Euro

Die neue Fahne für den neuen Staat
Foto: Frank Scherschel/ The LIFE Picture Collection/ Getty Images

Kein Raum zum Ausweichen

Arthur Koestlers grandioser Bericht über die ersten Wochen des Staates Israel

Von **Klaus Bittermann**

Gleich im ersten Satz stellt Arthur Koestler in seinem 1949 auf Englisch erschienenen und nun nach 71 Jahren auszugsweise auch auf Deutsch erhältlichem Buch „Mit dem Rücken zur Wand“ mit erfrischender Klarheit fest, dass sich die Frage, ob der Zionismus eine gute oder schlechte Idee gewesen sei, spätestens seit Mitte der 1930er Jahre nicht mehr stellte, denn damals lebten eine halbe Millionen Juden in Palästina, und „das war keine politische Theorie mehr, sondern eine Tatsache“.

Vor diesem Hintergrund werden die Debatten, die bei jedem Krieg neu aufflammten, obsolet, wenn wieder einmal jemand darauf beharrte, dass die eine oder die andere Seite angeblich einen historischen Anspruch auf ein bestimmtes Gebiet hätte.

Arthur Koestler, der durch seine Romane „Sonnenfinsternis“ und „Spanisches Testament“ weltberühmt wurde, war eigentlich Journalist und Reporter. Er war einige Male nach Palästina gereist, und als die Juden am 14. Mai 1948 den Staat Israel proklamierten und unmittelbar danach die kriegerischen Auseinandersetzungen begannen, fuhr Koestler ins Krisengebiet, wo er zwischen dem 4. Juni und dem 14. Oktober 1948 den wohl „kuriosesten Krieg der jüngeren Geschichte“ beobachtete.

Natürlich bestand auch dieser Krieg aus Halbwahrheiten und Lügen, bei dem der Sieger „nie vollständig im Recht“ ist und es keine „unschuldigen Opfer“ gibt. Was diesen Krieg jedoch so außergewöhnlich machte und was Koestler auf sehr überzeugende und lebendige Weise beschreibt, war die große Überlegenheit der Araber. Sie in eine Niederlage verwandelt zu haben schien an ein Wunder zu grenzen.

Aber es war kein Wunder, sondern dafür gab es Gründe, und diese bestanden laut Koestler in der „Rückständigkeit der arabischen Länder“. Dennoch standen vierzig Millionen Araber einer Dreiviertelmillion Juden gegenüber.

Die arabischen Länder verfügten über ein fast unbegrenztes Reservoir von Einsatzkräften und hatten noch dazu unvergleichlich mehr und besseres Kriegsgerät. Im Unterschied aber zu den Arabern blieb den Juden „keine Möglichkeit zum Rückzug. Sie mussten mit dem Rücken zur Wand kämpfen – und genau deshalb haben sie den Krieg gewonnen.“

Das alles sind natürlich bekannte historische Fakten, aber Koestler beschreibt auch, wie überflüssig dieser Krieg war, denn in den kleinen Dörfern kamen die Palästinenser mit den Juden schon lange gut aus, wenn es keine Einmischung von außen gab. Die Araber waren bereits zufrieden, ein kleines Café zu betreiben und ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Sie hatten keine großartigen Ambitionen und keinen Ehrgeiz, man könnte auch sagen, sie hatten nichts, wofür sich zu kämpfen wirklich lohnte. Und das macht sie auch wieder sehr sympathisch.

Für die unterlegenen Juden hingegen verhielt sich die Sache ganz anders, und auch das beschreibt Koestler sehr plastisch, indem er zwei Kämpfer vorstellt. Der eine war in fünf Jahren in 13 verschiedenen Konzentrationslagern, der andere ein früherer Jurastudent aus Krakau. Keiner von beiden hatte jemals einen Panzer gesehen. Jetzt warfen sie Brandbomben auf das rollende Ungetüm. Wurde ein Panzer getroffen, drehten fünf andere ab und fuhren zurück. Die Juden stellten schnell fest, dass der Gegner nicht sonderlich auf Nahkampf versessen war. Erst als die Araber erfuhren, dass in den jüdischen Einheiten auch Frauen kämpften, fingen „sie plötzlich an zu kämpfen wie die Löwen“, wie ein Haganah-Offizier es formulierte, weshalb die jüdischen Frauen von der Frontlinie wieder abgezogen wurden.

Anzeige

AUF EINE TASSE TEE MIT INA UND KARL

www.aufeinetassetee.net

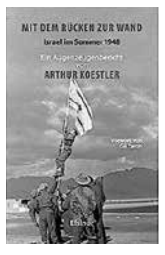
Ein Kapitel handelt von einem Tiefpunkt im Kampf der Israelis, weil er nicht gegen die Araber, sondern zwischen der Jewish Agency und der Irgun ausgetragen wurde. Die Irgun hatte das Massaker von Deir Jassin auf dem Kerbholz und wurde von der Gegenseite und Intellektuellen wie Hannah Arendt als terroristische Organisation angesehen. Koestler zufolge war das bloße Rhetorik, denn nicht nur kannte er einige ihrer Mitglieder ganz gut, die Irgun hatte auch einen großen Rückhalt in der jüdischen Bevölkerung, weil die Erinnerung noch frisch war, als die Irgun gegen die britische Besatzungsmacht den Kopf hingehalten hatte.

Die Irgun hatte eine Schiffsladung dringend benötigter Waffen organisiert, die heimlich entladen werden mussten. Die Jewish Agency wurde eingeweiht, und die Tragödie der „Altalena“ nahm ihren Lauf. Das Unternehmen endete schließlich darin, dass das eigene Schiff in Brand gesetzt, die Waffen vernichtet und viele der eigenen Leute getötet wurden, unter anderem hätte es auch fast Menachem Begin erwischt, der sich im letzten Moment schwimmend an Land retten konnte.

Arthur Koestler beschreibt in seinen zum Teil als Tagebuch geführten Aufzeichnungen auf grandiose und packende Weise, von welchen irrationalen Entscheidungen und kuriosen Ereignissen dieser Krieg geprägt war.

Er betreibt keine Propaganda und er verteufelt nicht die arabische Bevölkerung, aber er verheimlicht auch nicht seine große Sympathie für die „Terroristenmädchen der Irgun“, eine polnische Studentin, ein ukrainisches Bauernmädchen und eine dunkle Jemenitin, die ihre volle Verachtung für Frauen kundtaten, „die nicht mit Plastiksprengstoff und Maschinengewehren hantieren“ konnten.

Aber wer hätte den Irgun-Frauen das angesichts des Krieges schon verübeln können?



Arthur Koestler: „Mit dem Rücken zur Wand. Israel im Sommer 1948. Ein Augenzeugenbericht“. Elisinor Verlag, Coesfeld 2020, 176 Seiten, 25 Euro

taz genossenschaft

USA fürchten zweite Welle.

Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse.

Mehr als 20.500 Menschen sichern die publizistische und ökonomische Unabhängigkeit ihrer Zeitung. Erwerben auch Sie Eigentum an einer Tageszeitung im Besitz ihrer LeserInnen. Mit einer Einlage **ab 500 Euro** (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) **werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft.**

die genossenschaft · taz ·

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

RM | SEHSTERN

Schillernd und umstritten: Susan Sontag (1933–2004), 1972
Foto: Roger Viollet/ullstein bild

Von Metaphern umgeben

Historiker Benjamin Moser legt die bislang ausführlichste Biografie über Susan Sontag vor: ein tiefes Psychogramm der New Yorker Intellektuellen, das zudem die Gegenwärtigkeit ihres Werks zeigt

Von **Jens Uthoff**

Benjamin Moser: „Sontag. Die Biografie". Aus dem Englischen von Hainer Kober. Penguin Verlag, München 2020, 928 Seiten, 40 Euro

Susan Sontag: „Wie wir jetzt leben". Aus dem Englischen von Kathrin Razum. Hanser Verlag, München 2020, 128 Seiten, 20 Euro

In diesem seltsamen Jahr 2020, in dem Covid-19 in die Welt kam und in dem die Pandemie immer wieder neu ausgedeutet wird – als Mahnmal zur Läuterung der klimasündigenden Menschheit, als Verschwörungskonstrukt, als Wahlkampfhelfer Donald Trumps, als Wahlkampfhelfer Joe Bidens –, kommt einem wohl vor allem ein Aufsatz von Susan Sontag in den Sinn: „Krankheit als Metapher" aus dem Jahr 1977.

Sontag schrieb darin über Krebs. Sie plädierte dafür, Krebs ausschließlich als physiologische Krankheit zu verstehen und nichts in den Befund hineinzuinterpretieren, etwa „daß Krebs eine Krankheit unzureichender Leidenschaft sei, die diejenigen befalle, die sexuell unterdrückt, gehemmt, unspontan sind und unfähig, Wut auszudrücken".

Während der Hochphase von Aids beschrieb Sontag erneut, wie HIV-Infektionen dämonisiert würden, wie sie als Bestrafung für „deviantes" sexuelles Verhalten oder Drogenkonsum interpretiert würden („Aids und seine Metaphern"). Die Liste der Krankheiten, die von Ideologien in Beschlag genommen wurden, kann man beliebig erweitern: Epilepsie, Schizophrenie, Tuberkulose. Nun Corona. Auch die neue Seuche kann nicht einfach nur die Seuche sein.

Die Beziehung zwischen dem „Ding an sich" und seiner Symbolik, zwischen dem Eigentlichen und dem Uneigentlichen war eines der Lebensthemen von Susan Sontag, als solches zieht es sich auch durch die fast 1.000-seitige Biografie von Benjamin Moser, die nun erstmals auf Deutsch vorliegt. Für das englische Original erhielt der US-amerikanische Historiker den Pulitzer-Preis.

Es ist die bislang ausführlichste Biografie über Sontag, jener so schillernden wie umstrittenen New Yorker Intellektuellen-Diva, die vor allem mit ihren Essays und Kulturkritiken („Anmerkungen zu Camp", „Über Fotografie", „Gegen Interpretation") Berühmtheit erlangte. Moser setzt bei den Großeltern ein, kommt über die Weltreisen ihrer Eltern zur Kindheit Susans, um dann ihre Position in den Linksintellektuellen-Zirkeln New Yorks auszuleuchten. Für dieses hippe New York der 1960er bis 1990er Jahre wurde Sontag selbst zur Symbolfigur. Was sie in „Anmerkungen zu Camp" geschrieben hat, so Moser, lässt sich auch auf sie münzen. „Camp sieht alles in Anführungsstrichen: Nicht eine Lampe, sondern eine ‚Lampe'; nicht eine Frau, sondern eine ‚Frau'". Anders gesagt: Alles wird ständig zur Metapher. In dem Sinne will Moser beides ergründen: Susan Sontag und „Susan Sontag". Die Person und das Icon.

Tiefgreifendste Erfahrung

Moser legt hier ein irre detailversessenes Psychogramm vor. Die Kindheit ist für Susan von der Abwesenheit der Eltern geprägt; ihr Vater Jack Rosenblatt stirbt, als sie fünf ist, ihre Mutter Mildred Rosenblatt ist Alkoholikerin und oft nicht da. Die „tiefgreifendste Erfahrung" dieser Zeit sei „Gleichgültigkeit" gewesen, schreibt sie später. Um jeden Funken Beachtung musste sie kämpfen.

Einige der Hauptthesen der Biografie basieren auf den Folgen dieser frühen Prägung: Das Gefühl der Unsicherheit und der Unzulänglichkeit habe Sontag nie losgelassen, so Moser, auch nicht, als sie längst eine Autorin von Rang war. „Sie entsprach (...) fast bis zur Karikatur der psychologischen Beschreibung erwachsener Kinder von Alkoholikern, in all ihren Schwächen – wie in all ihren Stärken", schreibt er.

Ihr unempathisches, zum Teil tyrannisches Verhalten (etwa gegenüber ihrer Freundin, der Starfotografin Annie Leibovitz) erklärt Moser sich so. Auch, dass sie sich als Schriftstellerin nie respektiert gefühlt habe: Sontag war zeitlebens extrem gekränkt, dass sie vor allem als Essayistin gesehen wurde. Im Verhältnis zu ihrem Sohn David Rieff, das zunächst fast symbiotisch, dann distanziert ist, wiederholt sich die eigene Geschichte in der nächsten Generation.

Die Susan Sontag ohne Anführungsstriche lernt man sehr gut kennen. Jede Beziehung, die sie mit Männern und Frauen hatte, wird minutiös geschildert, zum Teil in Seitensträngen fast zu ausführlich nachverfolgt. Menschlich kommt Sontag dabei oft so rüber, wie Salman Rushdie sie einmal beschrieben hat: „Eigentlich war sie zwei Susans, die gute und die böse. Die gute Susan war brillant, witzig, loyal und einfach großartig, die böse Susan hingegen konnte ein gnadenloses Biest sein."

Aber Moser ist auch sehr genau, wenn er über Sontag als öffentliche politische Person schreibt. Einerseits war sie bewundernswert in ihrem Engagement für verfolgte Intellektuelle, etwa als sie besagtem Salman Rushdie 1989 bei Verhängung der Fatwa als PEN-Präsidentin augenblicklich zur Seite sprang. Später inszenierte sie unter Lebensgefahr in Sarajevo im Belagerungszustand „Warten auf Godot", sie verhalf auch dort Leuten zur Flucht.

Andererseits blieb sie in ihren Äußerungen teils ein Rätsel. Nachvollziehbar verteidigte sie 1999 den Kosovo-Einsatz der Nato: „Nicht jede Gewalt ist gleichermaßen verwerflich. Nicht jeder Krieg gleichermaßen ungerecht", schrieb sie da, sie verurteilte da den Antiamerikanismus der Linken: „Die Rechte ist gegen Einwanderer", schrieb Sontag, „die Linke gegen Amerika." Gerade jener antiamerikanische Reflex aber griff bei ihr ausgerechnet nach 9/11, als sie zwei Tage nach den Angriffen im *New Yorker* einen völlig empathielosen Kommentar schrieb. Ähnlich erratisch ihre späte Position zu Israel. Lange war die Jüdin Sontag sehr klar solidarisch mit Israel, um sich 2004 von ihrer Freundin Nadine Gordimer dazu hinreißen zu lassen, Israel als „Apartheid-Staat" zu beschreiben.

Kleine Makel gibt es aber auch in „Sontag". Gerade weil die Biografie angenehm kritisch geraten ist, irritiert es, wenn zwischendurch unvermittelt immer mal wieder auf ihre herausragende Stellung hingewiesen werden muss. Oder wenn beim Lesen der Eindruck entsteht, Sontag umgebe eine Aura. Auch einige nicht nachvollziehbare Wiederholungen finden sich in dieser deutschen Ausgabe. Das fällt deshalb kaum ins Gewicht, weil die Biografie so gut und tief recherchiert ist.

Dass Sontag auch als Schriftstellerin teils brillant sein konnte, zeigt der ebenfalls gerade erschienene Erzählungsband „Wie wir jetzt leben", der zwischen 1984 und 1992 entstandene Prosastücke enthält. Allein die Short Story über den Besuch der jungen Sontag bei Thomas Mann im kalifornischen Exil („Wallfahrt") lohnt den Kauf – wie die intellektuellen Jungmenschen da der stocksteifen literarischen Majestät Thomas Mann live begegnen, das ist witzig geschrieben, das zeigt auch den Humor Sontags (der in Mosers Biografie eher latent durchschimmert).

Stilistisch groß ist die Titelerzählung „Wie wir jetzt leben" (1986), die von einem Freundeskreis handelt, in dem sich offenbar jemand mit einem Virus infiziert hat. Man ahnt, welches Virus es ist. Genannt wird es nicht. In der Auslassung, so lernt man, wird manchmal sehr viel mehr erzählt als in den Metaphern und Bildern, mit denen wir uns tagtäglich umgeben.

Anzeige

Europas Gegenwart

Zwischen kolonialer Vergangenheit und Alltag: Johny Pitts reiste durch die europäischen Metropolen, auf der Suche nach einer afropäischen Kultur

Von **Marlen Hobrack**

Johny Pitts hat sein Buch mit eigenen Fotos wie diesem illustriert
Foto: Johny Pitts/Suhrkamp Verlag

Wenn man den Begriff „afropäisch“ hört, was stellt man sich vor? Straßenfeste in hippen Stadtteilen, in denen „afrikanische“ Prints, senegalesische Spezialitäten und smart gestylte Afros ein buntes Miteinander repräsentieren? Wie sieht die echte Lebensrealität von Menschen in Europa aus, die eine afrikanische Migrationsgeschichte haben und als „fremd“ gelesen werden, auch wenn sie in Europa geboren wurden?

Johny Pitts, englischer Radiomoderator – jung, hip, kosmopolitisch – unternimmt eine Reise durch das schwarze Europa. Seine Suche nach afroeuropäischer Identität führt ihn durch europäische Metropolen, vor allem an ihre Ränder.

Afropäische Communities sucht Pitts bei nordafrikanischen Muslimen und bei Kindern karibischer Einwanderer. Eine Art Wegweiser ist die Hautfarbe, Pitts selbst spricht von „Cappuccino“. „Afrikanisch“ meint Nachkommen von verschleppten Sklaven ebenso wie in jüngster Zeit Geflüchtete. Solch eine Unschärfe ist eher problematisch als produktiv. „Afropäisch“ wird so zu einem Attribut, das alle Klassen, ethnische und religiöse Unterschiede überschreibt.

Aber was eint geflüchtete Somalier und Marokkaner, die bisweilen im Clinch miteinander liegen? Tatsächlich verklammern negative Erfahrungen so unterschiedliche Identitäten: struktureller Rassismus, Formen der Exotisierung, die bis hin zu einer Aneignung ursprünglich afrikanischer Kleidungsstile reichen, auch eine Erotisierung der Körper, bei denen ein schwarzer Liebhaber als Trophäe betrachtet wird.

Obwohl Pitts seine Motivation erklärt, wird nicht ganz deutlich, was er zu finden hofft. Vielleicht sucht Pitts nach einer Gemeinschaft jenseits individueller Herkunftsgeschichte, die dann aber durch was geknüpft wäre? Was fehlt, weil es vielleicht nicht existent ist, ist ein verbindendes Gefühl des Ankommens oder Angenommen-Werdens.

Ein junger Mann namens Mohammed, den Pitts in Berlin trifft, beschreibt es so: Die Europäer versuchten mehr und mehr zu erwirtschaften. *Der Afrikaner* (Mohammed verallgemeinert) dagegen sei froh, wenn er das Nötigste habe, und chille gerne bei einem Joint. Entweder passe er sich dem europäischen Streben an und werde unglücklich, weil er seine Identität verleugne, oder er behalte seine Identität und werde von der Gesellschaft ausgegrenzt.

Pitts hält dagegen, dass es die Eingewanderten jeder Couleur seien, die doch am härtesten arbeiteten. Und er fragt sich, allerdings im Stillen, ob Mohammed nicht schlichtweg europäische Klischees über Afrikaner internalisiert habe. Mohammed vergisst auch, dass in vielen afrikanischen Kulturen Frauen besonders hart arbeiten.

Interessant, dass Pitts nie kontrovers diskutiert. Er lässt den Leser an seinem Widerspruch teilhaben, nicht aber den Sprecher, wohl um zu verhindern, dass dieser sich verschließt. Er widerspricht allerdings da, wo sein Gegenüber partout keinen Rassismus erkennen will, wie im Falle von Lucille, die in Schweden geboren wurde. Pitt freut sich zunächst, weil er glaubt, in ihr eine vom „gleichen Stamm“ zu erkennen, Kleidungsstil und Habitus ähneln sich. Lucille aber beklagt die Wehleidigkeit vieler Schwarzer, es existiere „eine Art Besessenheit vom Thema „race“. Lucille aber ist privilegiert. Kann man „Rasse“ isoliert von „Klasse“ denken?

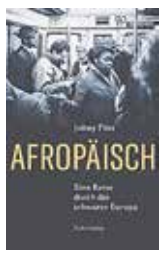
Immer wieder trifft Pitts auf seinen Reisen Intellektuelle und Musiker, ruft vergessene afropäische Denker ins Gedächtnis. In Sankt Petersburg betrachtet er das Puschkin-Denkmal und erinnert den Leser an das afrikanische Erbe des berühmten Schriftstellers mit dem wilden Haar, von dem so mancher vielleicht gar nichts ahnt. Pitts selbst muss seinen Afro, der ihn im Gegensatz zu seiner Hautfarbe eindeutig als Farbigen ausweist, in Russland verstecken. Einmal fühlt er sich hier von Neonazis verfolgt.

Wie sieht die echte Lebensrealität von Menschen in Europa aus, die als „fremd“ gelesen werden, auch wenn sie in Europa geboren wurden?

Je länger man liest, desto mehr zweifelt man daran, ob es so etwas wie ein afropäisches Projekt geben kann. Sicher, das Attribut ist sinnvoll, weil es die Bindestrich-Identitäten auflöst. Es führt symbolisch zwei kulturelle Identitäten zusammen, macht deutlich, dass „afrikanisch“ und „europäisch“ zusammengedacht werden können. Aber vielleicht ist der Maßstab einer paneuropäischen Erkundungsreise zu groß. Wie können zwei oder drei Gesprächspartner ganze Communities repräsentieren?

Zudem fällt eine seltsame Geschlechterdisparität auf, wenn es um den Zusammenhang von „Rasse“ und Klasse geht: Pitts spricht mit hochgebildeten Frauen, aber die Putzfrauen, Hausangestellten, die Mütter und Omas bleiben stumm. Er spricht mit jungen Geflüchteten, die Verzweiflung und Frustration in sich tragen, und mit älteren Intellektuellen, aber es fehlt eine Art „Mitte“ der afropäischen Gesellschaft.

Immerhin aber versammelt das Buch interessante Geschichten, sprachlich bunt illustriert – im auffälligen Kontrast zu den Schwarz-Weiß-Fotografien im Buch. Die Fotos übrigens zeigen schwarze Europäer vor allem in Transitsituationen. Im Bus, in der Bahn, an Haltestellen. Bilder vom Ankommen, hoffentlich.



Johny Pitts: „Afropäisch. Eine Reise durch das schwarze Europa“. Aus d. Engl. v. Helmut Dierlamm. Suhrkamp Verlag, Berlin 2020, 461 Seiten, 26 Euro

taz abo

Aboprämie: Ein hübsches Tablett fürs kleine Frühstück mit einer speziellen Anti-Rutsch-Oberfläche. Maße: 35,5 x 28 x 2,8 cm. Dazu gibt es zwei taz-Espressotassen und 250 Gramm köstlichen tazpresso.

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Ein Pakt mit der taz

Solipakt! Ein Abo, drei Preise
taz.de/praemien

Das ist in der Zeitungslandschaft fast einmalig: Unsere Abonnent*Innen können sich unter drei Preisen aussuchen, wie viel sie bezahlen möchten, denn beim Abo gilt der taz Solidarpakt.

Wer mehr als den Standardpreis für ein taz Abonnement zahlt, ermöglicht es Menschen mit geringeren finanziellen Spielräumen, sich ebenfalls ein taz Abo zu leisten,

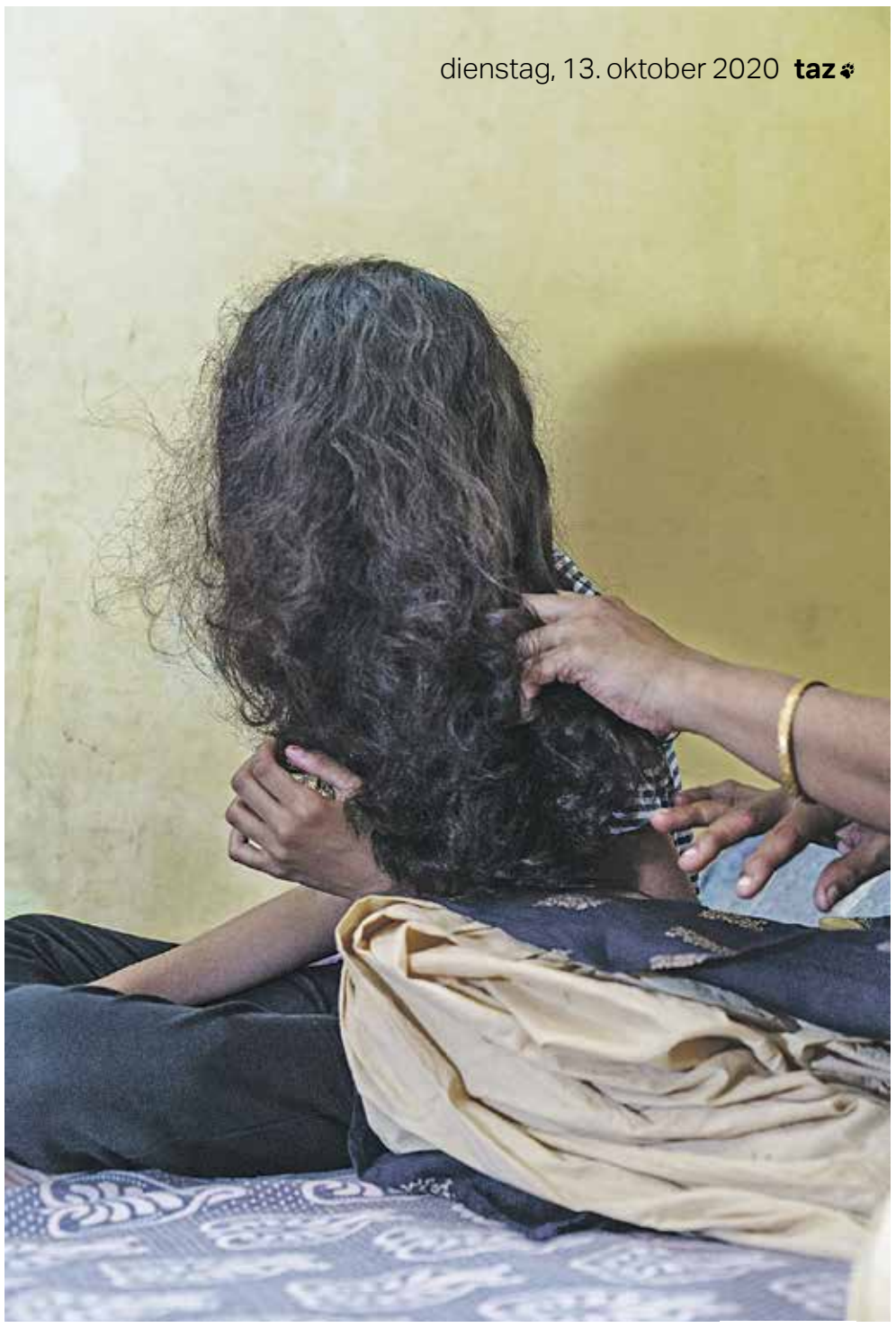
Ein Abonnement der gedruckten taz kostet 66,90 Euro/Monat/ politischer Preis 54,90 Euro/ Standardpreis oder ermäßigt 35,80 Euro. Eine Prämie bekommen Sie für ein unbefristetes Abo zum Standard- oder politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr. Auslandsabo zzgl. Porto: 1,80 Euro / Ausgabe.
(030) 2590 2590 | abomail@taz.de

Weitere Aboangebote für die gedruckte und digitale taz finden Sie unter taz.de/abo

Unter emotionaler Dauerspannung

Gibt es eine angemessene Sprache? Avni Doshis Debütroman „Burnt Sugar“ erzählt von einer toxischen Mutter-Tochter-Beziehung

Von **Eva Tepest**



Eingeöltes Haar Foto: Sohrab Hura/ Magnum Photos/ Agentur Focus

„I would be lying if I said my mother‘s misery has never given me pleasure.“ – „Zu sagen, dass das Elend meiner Mutter mich nie gefreut hat, wäre eine Lüge.“ Ich wünschte, ich könnte solche ersten Sätze schreiben. Das Eingangsstatement der Ich-Erzählerin in Avni Doshis Debütroman „Burnt Sugar“ ist wie ein Paukenschlag. Und was er einläutet, ist ein literarischer Tabubruch: Wie kann ein Buch umgehen mit der Hassliebe zu einer schlechten Mutter?

Der bisher nur auf Englisch erschienene und für den renommierten britischen Booker-Preis nominierte Roman spielt in der westindischen Metropole Pune. Die Künstlerin Antara ist frisch verheiratet, als ihre Mutter Tara beginnt, dement zu werden. Der Gedächtnisverlust ihrer Mutter ist für die Tochter Anlass, sich an die turbulente gemeinsame Vergangenheit zu erinnern: Als kleines Mädchen nimmt ihre Mutter sie mit in den Ashram eines Sektenführers (angelehnt an Bhagwan Shree Rajneesh, Gegenstand der Netflix-Dokuserie „Wild Wild Country“). Dort ist das Kind sich selbst überlassen.

Während Tara ihrer Beziehung zum Guru „Baba“ nachgeht, verwahrlost Antara. Mit sieben Jahren kann sie weder schreiben noch sich auf eine fürsorgliche oder auch nur okaye Mutter verlassen. Den Absprung schafft das Duo erst, als Baba eine neue, jüngere Bettgenossin erkürt. Doch die Odyssee des Kinds setzt sich fort, weg von der depressiven Mutter schicken ihre Großeltern sie in ein katholisches Internat, wo sie wieder misshandelt und als „dirty Hindu“ beschimpft wird.

So messy die Geschichte zwischen Mutter und Tocher ist, so nüchtern ist Antaras Blick auf die Welt und ihre verfallenden Bewohner, auf „the aged Parsi spinster with marshmallow arms“, „stray dogs … with mangled paws and chewed ears“ und auf ihren eigenen Körper, „resembling an overripe pear“.

Die Erzählerin hält die Welt mit ihrer Schonungslosigkeit auf Distanz. Als Mittdreißigigjährige verbringt sie ihre Zeit damit, jahrelange dasselbe Foto zu kopieren und ihre scharfzüngigen Gedanken für sich zu behalten – „for fear of sounding careless with words“.

Manchmal zeitigt dieser innere Monolog einen sehr komischen Effekt, etwa wenn sie die Begegnung eines befreundeten Paares mit ihrer Mutter beschreibt: „A bisexual, a power-monger and a demented lady walk into a bar.“ Doch farblos bleibt etwa die Beziehung zwischen Antara und ihrem namenlosen Mann; die Schilderungen ihres Middle-Class-Lebens zwischen dem seit Kolonialzeiten bestehendem Social Club, Kokspartys und den nonchalant mitgemeinten Hausangestellten gehören zu den schwächeren Passagen des Buchs. Männer sind in „Burnt Sugar“ ohnehin bloße Randfiguren, im Zentrum steht die ambivalente Beziehung zwischen Mutter und Tochter.

Noch schmerzhafter, als eine schlechte Mutter zu haben, ist die Angst, so zu werden wie sie

Die steht unter dauerhafter emotionaler Spannung – und droht ständig zu explodieren. „Unsere Mütter“, schrieb die Schriftstellerin Marguerite Duras einmal, „werden immer die seltsamsten, verrücktesten Menschen bleiben, die wir jemals getroffen haben.“

„Burnt Sugar“ ist über die konkret abgebildete toxischen Beziehung hinaus eine Studie dieser universalen Sprengkraft von Mutter-Kind-Beziehungen. Jeder Konflikt, jedes Problem mit der eigenen Mutter bedrohe das Ich mit der Selbstauflösung, beschreibt das Doshi. In einem Essay für *Harpers Bazaar India* zweifelte sie daran, jemals Kinder haben zu wollen. Kritiker*innen stellten das Buch bereits in eine Reihe mit großen Mutterschaftsversuchen wie Sheila Hetis „Motherhood“ und Rachel Cusks „Aftermath“.

Tara ist objektiv betrachtet eine schlechte Mutter, sie schlägt ihr Kind, erniedrigt sie und lässt sie physisch und psychisch verkümmern. Antara ihrerseits hintergeht ihre Mutter über Jahre. Als sich deren Zustand vorübergehend verbessert, sabotiert sie gar den gesundheitlichen Fortschritt. Doch da ist auch die Sorgearbeit, die Antara leistet, und die Erinnerung an lichtere Momente, die vertraute Präsenz des mütterlichen Körpers, die Gerichte, die Tara meisterhaft zubereitete.

„Dies ist eine Liebesgeschichte und eine Geschichte des Betrugs“, heißt es in der Begründung der Booker-Preis-Jury, auf dessen Shortlist das Buch steht. „Aber nicht zwischen Liebenden – zwischen Mutter und Tochter.“ Die beiden Frauen können nicht voneinander lassen, auch wenn die mentalen Irrwege der Mutter den töchterlichen Zugriff auf die Realität zunehmend gefährden.

Erinnerung, demonstriert Doshi eindrucksvoll, ist immer ein geteiltes Projekt. Da, wo Antara vermutet, dass ihre Mutter „is leaking, all over and from everywhere“, wirkt ihre Umnachtung ansteckend. „Burnt Sugar“ ist auch ein Roman noir, in dem zwei zynische Antiheldinnen die Leserin auf ein Verwirrspiel zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit mitnehmen. Spielt Tara ihre Erkrankung nur vor? Hat Antara tatsächlich eine innovative Heilung für Alzheimer entdeckt? Können wir der Perspektive der Tochter wirklich vertrauen?

Am Ende schließt sich der Kreis. Antara wird selbst Mutter und fantasiert, postnatal depressiv, zwischen knallharten Beobachtungen ihrer dysfunktionalen Patchworkfamilie darüber, ihre Tochter aus dem Fenster zu stürzen. Tara und Antara stehen auf derselben Seite, als Frauen, deren Wert in ihrer unweigerlich verfallenden jugendlichen Schönheit liegt, als Mütter, die liebende Eltern, Ehefrauen und Gastgeberinnen sein sollten und doch nicht können. Und als verlassene Geliebte desselben Mannes. Noch schmerzhafter, als eine schlechte Mutter zu haben, ist die Angst davor, so zu werden wie sie. Dass sich die Beziehung der beiden Frauen auf diese Weise, wenn nicht in Wohlgefallen, so doch in analoges Leid auflöst, ist etwas schade.

Schuld an dieser gleichnishaften Abgeschlossenheit könnte der Entstehungsprozess des Buchs sein: Nachdem Doshi 2013 für ihr Manuskript den britischen Tibor-Jones-Preis erhielt, ordnete ihre Agentur umfassende Überarbeitungen an. Das Ergebnis: acht unterschiedliche Entwürfe in sieben Jahren. „It was a big mess“, so Doshi.

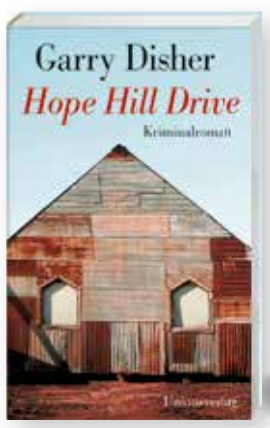
Ein Glück, dass auch die etwas zu geglättete Endversion so viel Scheiße zu bieten hat – buchstäblich. „Burnt Sugar“ ist voll von Körperfunktionen, von Durchfall und Erschöpfung, von Schweißausbrüchen und tropfenden Brüsten. „I always smell like milk now“, erklärt Antara gegen Ende der Erzählung. „Like milk, shit and vomit.“ Mutter und Tochter sind nun beide „leaking out“. Doshi trägt den schlampigen Körper, die unkontrollierbare Physis in die Literatur.

Ob die in Dubai lebende Autorin dafür mit dem Booker-Preis geehrt wird, entscheidet sich am 19. November.

Avni Doshi: „Burnt Sugar“. Hamish Hamilton, London 2020, 240 Seiten, 14,99 Pfund

Anzeige

Unionsverlag

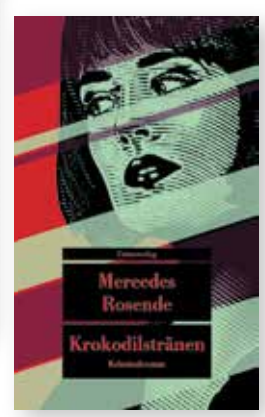


Garry Disher
»Rural Noir vom Feinsten. Disher destilliert die Essenz des Outbacks.«
The Canberra Times

Claudia Piñeiro
»Präzise, geradlinige Prosa und harter Realismus, der sich aus der Beschreibung des Alltäglichen speist. Eine begnadete Autorin.«
El Observador

Sylvain Prudhomme
»Unendlich zart und feinfühlig, geradezu leuchtend. Dieser Roman fängt das Hier und Jetzt ein.«
Livres Hebdo

Atef Abu Saif
»Abu Saif bietet Einblicke in Gaza, die kein Außenstehender je liefern kann.«
Channel 4



Mercedes Rosende
»Ein Roman, der es in sich hat, ohne Erbarmen, dafür mit viel schwarzem Humor: sehr böse, im besten Sinn – vom Feinsten.« *WDR*

Leonardo Padura
»Ein bitteres Porträt des heutigen Kuba. Ein sehr lesenswerter historischer Roman und Kriminalroman.«
Deutschlandfunk Kultur

Karl-Markus Gauß
»Gauß geht auf Entdeckungsreise in der eigenen Wohnung. Und entdeckt eine ganze Welt.«
Neue Zürcher Zeitung

taz shop

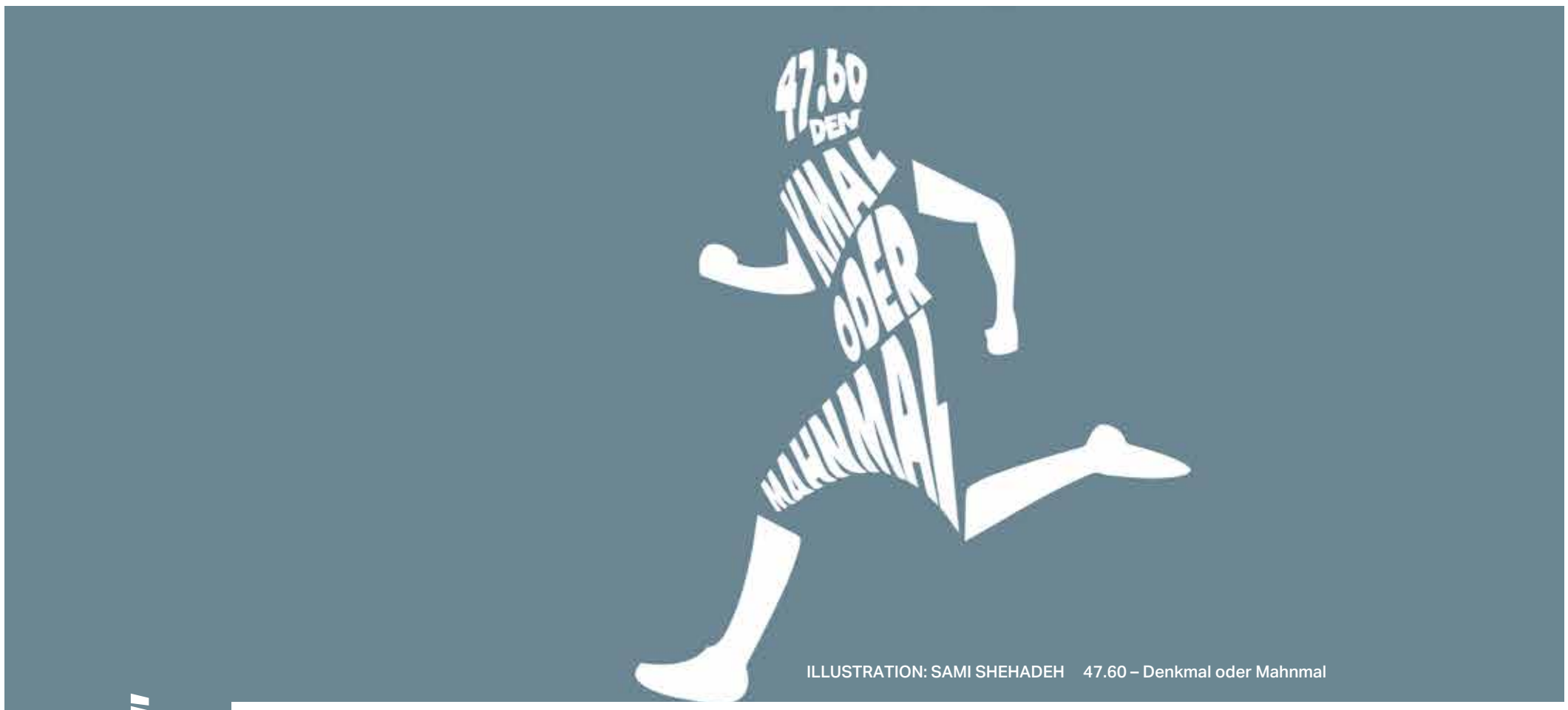


ILLUSTRATION: SAMI SHEHADEH 47.60 – Denkmal oder Mahnmal

„JEDER WEISS WAS ER SELBST GEMACHT HAT"

Lange Im wiedervereinigten Deutschland ist Marita Koch fast vergessen. Dabei hält sie den unglaublichsten Weltrekord der Leichtathletik. Heute vor 20 Jahren lief sie 47,60 Sekunden über 400 Meter. DDR-Staatsdoping, alles dokumentiert, sagt Dopingaufklärer Dr. Werner Franke. „Totaler Quatsch", sagt Koch. Ein Besuch

Es ist ein schickes Bekleidungsgeschäft, hier in der Rostocker Fußgängerzone. Nicht ganz billige Ware in einem imposanten Gebäude. Hohe Decken mit Malereiresten und alten Balken, eine antike Holztür. „Das Haus steht unter Denkmalschutz", sagt Marita Meier-Koch. Sie ist die Inhaberin des Ladens und ihr geht es im Grunde ähnlich. Besser gesagt ihrem Weltrekord über 400 Meter, den sie heute vor 20 Jahren aufgestellt hat. 47,60 Sekunden, das ist eine so genannte Fabelzeit. Sie blieb seither unangetastet. Ein Denkmal, das nicht wackelt, für die einen ein Mahnmal, das aus dem systematischen DDR-Doping resultiert, für die anderen.

Für Werner Franke zum Beispiel, den Molekularbiologen aus Heidelberg, der gemeinsam mit seiner Frau Brigitte Berendonk die flächendeckenden Doping-Praktiken der DDR aufgedeckt hat. Auf Koch angesprochen, raunzt er herzhaft ins Telefon: „Seit 1991 sind genügend wissenschaftliche Dokumente mit ihren Doping-Dosierungen veröffentlicht, Dokumente, die auch gerichtlich anerkannt sind." Unverzüglich legt er zahlreiche Akten ins Faxgerät, die den Zusammenhang Koch und Doping herstellen: eine Tabelle des Forschungsinstituts für Körperkultur und Sport in Leipzig, aus der die Dosierung von Oral-Turinabol in den Jahren 1981 bis 1984 für DDR-Athleten – auch für Marita Koch – abzulesen ist. Oder einen Hinweis des DDR-Hormonexperten Michael Oettel auf einen Brief, den Marita Koch an Jenapharm, den staatlichen Doping-Produzenten, geschrieben hat, mit der Bitte um stärkere Anabolika. Franke sagt: „Es muss endlich Schluss sein mit der Ossi-Doping- Lügerei."

Marita Koch kennt diese Vorwürfe. Sie sitzt jetzt im Restaurant neben ihrem Geschäft. „Wenn man vor sich selbst ein gutes Gewissen haben konnte, hat man auch gelernt, mit den Vorhaltungen zu leben", sagt sie ruhig. „Viele meinen, etwas über mich aus irgendwelchen komischen Unterlagen zu wissen. Die belegen überhaupt nicht, was man wirklich gemacht hat." Auch nicht die exakten Angaben über die Zuteilung der Doping-Pillen? „Das ist totaler Quatsch, nur weil es irgendwo geschrieben stand. Das ist das, was ausgeben wurde, man konnte das sogar noch in Empfang nehmen. Aber es ist ja eine andere Sache, was man damit gemacht hat."

Sie habe damals Medizin studiert und gewusst, „welche Nebenwirkungen auftreten können, wenn man die Mittel nimmt. Man hat versucht, sich dem zu entziehen, wie man konnte."

Was heißt das? Sie zitiert ihren damaligen Trainer und heutigen Ehemann Wolfgang Meier: „Wir machen das nicht", hat er gesagt. In einem Treffbericht aus dem Jahr 1983, aufgezeichnet von Manfred Höppner, dem stellvertretenden Chef des Medizinischen Dienstes der DDR alias „IM Technik", steht jedoch, dass Meier bulgarische Pharmaka „bei der Koch zur Anwendung gebracht hat".

Auch das bringt Marita Koch heute nicht aus der Ruhe. Wenn sie etwas ärgert, dann nach wie vor die einseitige und pauschale Verurteilung des DDRSports. Doping sei doch ein weltweites Thema. Noch mal: „Jeder weiß, was er selbst gemacht hat."

Ähnlich argumentiert Heinz Florian Oertel, der bekannteste Sportreporter der DDR. „Ich verurteile die gezielte Verdächtigung von DDR-Sportlern, genauso wie ich das Doping verurteile." Dennoch gibt er im Telefongespräch zu, dass die angeführten Weltrekorde unter dem üblichen weltweiten Verdacht stehen. „Aber nicht alle müssen gedopt gewesen sein. Man kann es nicht beweisen. Und die Vorwürfe betreffen doch genauso die USA, Westdeutsche, Franzosen und so weiter. Auch heute wird gedopt auf Teufel komm raus. Doping wird uns immer begleiten."

Nicht weniger leidenschaftlich schildert er Kochs Weltrekordlauf am 6. Oktober 1985 beim Weltcup in Canberra, Australien. „Wir haben das Ereignis übertragen. Es war eine Sensation, nicht dass Marita gewinnt, aber die Zeit." 47,60 Sekunden. „Marita war eine Ausnahmeathletin."

Marita Koch erzählt, dass ihr vor dem Rennen mal wieder schlecht gewesen sei. „Ich war immer total aufgeregt." Eigentlich habe sie schon ein Jahr vorher ihre Karriere beenden wollen. Nach dem aber die DDR die Olympischen Spiele in Los Angeles boykottiert hatte, habe sie gedacht: „So kann ich nicht aufhören." Und: „Ein Weltcup in Australien war ja auch sehr verlockend für eine DDR-Bürgerin." Sie hat dann gezielt auf einen neuen Weltrekord hin trainiert. Ihren alten hatte die Tschechin Jarmila Kratochvilova zwei Jahre vorher gebrochen. „Schon während des Rennens ging ein Raunen durch das Publikum. Im Ziel schaute ich auf die Anzeige: 47,60 Sekunden."

Naja, ein bisschen stolz sei sie schon, dass dieser Weltrekord noch ungebrochen ist, sagt sie. 16 Weltrekorde ist sie in ihrem Leben gelaufen. Aber nun führe sie eben ein neues Leben. Zwei Geschäfte hat sie in Rostock. Es sind keine Ruhmeshallen. Keine Pokale, Medaillen oder Fotos. „Hin und wieder spricht mich jemand drauf an, überwiegend Leute aus dem Osten."

Es stimmt also, was Heinz Florian Oertel am Telefon sagte? „Unter DDR-Sportanhängern wird Marita Koch hochverehrt, in der alten BRD ist sie fast vergessen." Marita Koch nickt. Ein bisschen schade findet sie es dann doch, dass ihrer Leistung so wenig gedacht wird. „Es waren ein paar Journalisten hier, aber fast nur die regionale Presse. Und am Tag des Weltrekords werde ich mit meinem Mann und meiner Tochter ins Rathaus eingeladen."

Boris Becker hat vor 20 Jahren zum ersten Mal Wimbledon gewonnen. Dass überall gefeiert wurde, ist ihr nicht entgangen. „Man ist nach der Wende nicht sehr pfleglich mit uns DDR-Sportlern umgegangen", sagt sie.

Eines Tages wird selbst ihr Rekord unterboten werden, da ist sie sicher. All zu nah scheint der Tag nicht. Einmal näherte sich eine Athletin. Es war die Französin Marie-José Perec 1996 mit 48,25 Sekunden. Seither nicht mehr. Die schnellste war Tonique Williams-Darling von den Bahamas im Jahr 2004 (49,07 Sekunden). Die deutsche Bestleistung des Jahres 2005 hält bisher Claudia Marx. 52,07 – viereinhalb Sekunden langsamer. Wie geht Marx damit um? Naja, sagt sie vorsichtig, es werde „sehr, sehr schwierig, jemals in die Bereiche vorzudringen, die Marita Koch erreicht hat". Im Übrigen habe sie „höchsten Respekt verdient".

Sind die 47,60 Sekunden, die diese Frau in ihrem früherem Leben erzielt hat, für die Ewigkeit? Immer wieder wird diskutiert, ob man verdächtige Rekorde, so genannte Doping-Rekorde (siehe S.71), aus den Bestenlisten streichen solle, auch Marita Kochs Rekord wird dazugezählt. Werner Franke, der Doping- Aufklärer, ist strikt gegen die Annullierung. Ironisch zitiert er den ehemaligen Hürdeneuropameister Harald Schmid, der sagte, die Rekorde müssen bleiben und immer im Fernsehen in einer Ecke eingeblendet werden. „Als ständige Mahnmale. Es handelt sich schließlich – laut Bundesgerichtshof – um Früchte erheblicher Kriminalität."

Marita Koch hat übrigens mit Sport fast nichts mehr am Hut. Sie lacht. „Nur wenn ich ein paar Pfunde zu viel drauf habe, gehe ich mal joggen", sagt sie. Dann geht sie zurück in ihr Geschäft.

VON JUTTA HEESS
ROSTOCK, DEUTSCHLAND
DONNERSTAG, 6. OKTOBER 2005

Klick zum Shop

Auszug aus dem Buch: Leibesübungen. Es gibt viele Sportteile, aber nur einen, der Leibesübungen heißt. In dem einmaligen Sportfeuilleton der taz wird mit Ironie und Draufgängertum der Profisport als hochpolitisches Gebilde begriffen. Das Buch versammelt die besten Texte aus drei Jahrzehnten, gestaltet von Design-StudentInnen der Hochschule Darmstadt. 154 Seiten, broschiert.
€ 15,80

taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
T (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | www.taz.de/shop